Paed.
407

aatl. Bibliothek
Regensburg

111/40.
Paed. 1107

Juchhei!

oder:

das neue

Hochzeitbüchlein.

Zur Lust und Freude

der

Junggesellen und Jungfern.

Von

J. G. D. Schmiedtgen.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, d. J.

1798.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Unserm

Starke

in Bernburg

gewidmet.

Ein Wort voraus.

Die Materie wäre nicht erschöpft; meinst Du? — Ich weiß es; aber hast Du auch die nothwendige Kürze und Kleinheit solcher Volks-Schriften erwogen? Ich hatte bei dem Werk: Anna, oder der Fallstrick der Ehre und des Reichthums; bei: Helene, oder

so kommt man zu Ehren; die Veredlung und das Glück meiner Brüder im Volk zum Zweck. Hier verschwieg ich auf dem Titel die Bestimmung mit Vorsatz. Genug, wenn Du sie sogleich fühlst, und Gott — sie segnet!

Erstes Kapitel.

Gleich rechts, am Ende von Brachwitz stand ein kleines kleines Häuschen, und vor demselben standen im Dorfe eine Menge Weiden. Es war so niedrig, daß man es kaum sehen konnte, wenn die Weiden in zwei drei Jahren nicht geköpft worden waren. Der wilde Zaun von Berberisbeeren, Hahnbutten, Pfingstrosen und Weißdorn, der ziemlich groß geworden war, versteckte es noch mehr. Und wäre den Leuten nicht der Steg in die Augen gefallen, der über dem Graben zwischen den Weiden und dem Zaune lag; so hätten die wenigsten von ihnen das Häuschen bemerkt. Es sah aus wie die liebe Erde; denn das Stroh auf dem Dache war vor Alter faul und schwarz geworden und das Mooß hatte sich überall angesetzt. Der Wind hatte die Dachbretter von der Feueresse abgerissen, und es standen nur noch die vier Säulchen, an denen sie angenagelt gewesen waren; der Ruß aber hatte sie über und über schwarz gemacht.

Eigentlich gehörte das Häuschen der Brachwitzer Gemeine, und war das sogenannte Hirtenhaus. Weil aber die Gemeine uneinig unter einander geworden war und über die Erbauung eines neuen nicht überein kommen konnte; so ging es immer mehr und mehr ein, wie dies leider so oft der Fall bei Gemeinhäusern ist. Eine lange Zeit stand es ganz leer, weil der jetzige Dorfhirte ein Häusler war, der selbst ein Haus im Dorfe hatte; seit einigen Jahren aber wohnte der alte Weber darin, ein abgedankter Soldat, der viele Wunden im Kriege erhalten hatte.

Der alte Weber war ein herzensguter Mann; aber er mußte sich sehr kümmerlich behelfen. Das eine Bein war ihm abgelöst worden und mit dem andern wollte es auch nicht recht fort; so daß er zu schweren Handarbeiten ganz unfähig war. Alles was er thun konnte, war ein bischen spinnen und Körbe flechten. Aber der Flachs war eben nicht wohlfeil und die Wurzeln und Weidenruthen zu den Körben mußte er sehr zusammensuchen, weil er sie nicht überall nehmen durfte, wo er wollte. Und doch würde er sich manchen Dreier damit verdient haben, wenn er nur immer bei der Arbeit hätte bleiben können; aber leider hatte er zu gewissen Zeiten eine Lähmung im linken Arme, und wenn dies auch nicht war, so hatte er mit dem alten Hause so viel zu thun, daß er nur trocken essen und schlafen konnte. Beständig mußte er am Da-

che etwas ausbessern, die Fenster verkleiben und mit den Besetzwänden von Laub, die er sich rund um die Hütte der Wärme wegen machte, hatte er, besonders im Herbste, auch vollauf zu thun. Die zwei Thaler, welche er jährlich der Gemeine als Miethzinns geben mußte, wurden ihm oft recht sauer zu erübrigen. Sie hätte besser gethan, wenn sie ihm das Geld geschenkt hätte; aber viel Köpfe viel Sinne. Wenn der eine auch gewollt hätte, so wollte der andre nicht.

Ein wahres Glück war es für den alten Weber, daß er eine Tochter hatte, die ihn in seinen alten Tagen pflegen, ihm waschen, kochen und die andern häuslichen Dinge verrichten konnte. Freilich mußte Dorchen — so hieß das Mädchen, arbeiten was sie nur konnte, um sich zu erhalten, sich nothdürftig zu bekleiden, und ihren Vater zu unterstützen, auf den sie sich nicht verlassen konnte, und der von Tag zu Tage älter und schwächer wurde: aber trotz der vielen Arbeit, war das Mädchen unermüdet für ihren Vater zu sorgen, war immer vergnügt und fröhlich, und sprach ihm selbst Muth ein, wenn er zu zagen anfing. Der alte Vater ging oft im Stillen hinaus unter die Weiden und weinte für Freuden, daß ihm Gott so ein gutes Kind gegeben hatte.

Es war wirklich von Dorchen zu verwundern, daß sie so schön mit ihrem Vater umging; denn

wenns gleich immer heißt, daß die Kinder die Mühe der Eltern an ihnen vergüten sollen, wenn sie alt und schwach werden; so ist kaum unter Hunderten ein Kind, das seine Pflicht an seinen Eltern treu erfüllt. Und gerade bei Dorchen hätte mans am allerwenigsten vermuthet. Als Kind hatte sie ihren Vater fast gar nicht gekannt; denn er war unter den Soldaten gewesen und sie war mit ihrer Mutter nach Brachwitz gekommen. Hier war ihre Mutter bald gestorben, und weil Weber in den Krieg gehen, und sein Kind nicht hatte mitnehmen können; so war das kleine Mädchen in Brachwitz geblieben. Die Gemeine hatte sich dann wohl des Kindes annehmen müssen, weil Weber aus Brachwitz gebürtig war und zur Gemeine gehörte: aber lieber Gott, man weiß ja wohl, wie es solchen armen Kindern geht. Heute sind sie bei dem, morgen bei jenem; und jeder ist froh, wenn er sie wieder los ist. Keiner nimmt sich ihrer an, keiner sagt ihnen was Gutes, sie werden hart und schnöde behandelt und dergleichen; denn Wohlthätigkeit und Menschenliebe rühmen die Menschen wohl als etwas schönes, aber ans eigne Ausüben und Thun, kommt es nur selten. Mit einem Wort, Dorchen wäre ein unbrauchbares Mädchen geworden, wenn nicht Andreas Nitke so vernünftig gewesen wäre, mit dem Herrn Pfarrer und Schulmeister zu reden, daß Dorchen in die Schule gehen könnte, und wenn er nicht der Gemeine den Vorschlag gethan hätte, das Mädchen

zu sich ins Haus zu nehmen. Er verlangte nichts mehr, als daß ihm der einen Groschen gäbe, bei dem sich das Kind der Reihe nach einen Tag hätte aufhalten müssen. Das hatte man denn angenommen; und so war doch das Kind an einem Orte, in Nitkens Hause geblieben.

Aber dabei hatte Nitke es nicht allein gelassen, daß Dorchen nur in seinem Hause war; sondern hatte sie wie sein Kind behandelt, hatte die Fehler, die ihr eigen waren, ihr abzugewöhnen gesucht, und ihr gesagt, warum das Gute besser wäre, warum man arbeitsam sein und Gott und Menschen lieben müßte. Da er nun die Früchte seines guten Verhaltens an Dorchen reichlich einerndtete; so war sie in seinem Hause mit der Zeit so angesehen, als wenn sie zur Familie gehörte, und sie selbst liebte Nitken, sein Weib und seine Kinder, wie ihre nächsten Verwandten.

So war sie nach und nach heran gewachsen und war eines der schönsten Mädchen im ganzen Dorfe geworden, als ihr verunglückter Vater nach Brachwitz kam, den sie nur als ein kleines Kind gesehen hatte. Wars nun nicht viel, daß sie sich sogleich entschloß, seine Pflege über sich zu nehmen? Mit ihm in das kleine elende Häuschen ganz allein zu ziehen? Und gleichsam Tag und Nacht für ihn zu arbeiten? Sie hätte ja auch, wie leider so viele andere sprechen können: „was hab' ich denn davon?"

Nitke that zwar alles mögliche, um ihren harten Stand ihr in etwas zu erleichtern; aber er war selbst kein reicher Mann und seine Kinder waren ebenfalls groß geworden und verlangten auch mehr als sonst. Indeß wußte er ihr immer Arbeit zu verschaffen; wenns nicht bei ihm war, so war es bei Herrn Pechmann, der das Rittergut in Brachwitz gepachtet hatte. Er säete ihr gewöhnlich ein paar Metzen Leinsamen aus, gab ihr auch ein Fleckchen zu Erdbirnen und Erdrüben, daß sie mit ihrem Vater den Winter über etwas zu leben hatte und den Flachs nicht alle kaufen durfte; und durch seine Fürbitte wußte er es bei dem Pachter Pechmann dahin zu bringen, daß er ihr auch ein Stückchen Leinacker gab.

Zweites Kapitel.

Nitke hatte drei Töchter und einen Sohn, welcher der jüngste war. Mit den Töchtern war Dorchen aufgewachsen, war mit ihnen von gleichem Alter, und obgleich dann und wann etwas unter ihnen vorgefallen war, was Nitke schlichten mußte, als sich Dorchen noch in seinem Hause aufgehalten hatte; so waren sie doch nun sehr oft beisammen und liebten einander mehr als vorher, weil der Mensch gewöhnlich den andern mehr schätzen lernt, wenn er von ihm getrennt lebt, oder doch nicht mehr so häufig um ihn ist. — Im Som-

mer hatten sie freilich viel zu thun, daß sie größtentheils nur Sonntags Nachmittags, wenn das Katechismus-Examen vorbei war, zusammenkommen konnten; aber im Winter waren sie täglich bei einander, vorzüglich des Abends zum Rocken.

Es war nun wohl noch eine Ursache, warum die Mädchen so zusammen hielten. Im funfzehnten und sechzehnten Jahre sind die Mädchen das nicht mehr, was sie im neunten und zehnten waren; sie sehn die Dinge, besonders die Mannspersonen, mit ganz andern Augen an, und haben dann dies und jenes auf dem Herzen, was sie gern erzählen möchten und am liebsten denen, die mit ihnen von gleichem Alter sind. Dies war nun hier auch der Fall. Am vertrautesten war Dorchen mit Evchen, der jüngsten von Nitkens Töchtern; denn die beiden ältesten hatten schon ein paar Jahre voraus. Wenn man Dorchen und Evchen sahe, so wußte man fast nicht, welcher man den Vorzug geben sollte; denn Evchen war fast so hübsch als Dorchen, gesund, munter, gut gewachsen, und ein Gesichtchen hatte das Mädchen, gar allerliebst.

Weil Dorchen ihren Vater nicht gern allein ließ; so kamen die Mädchen gewöhnlich des Abends im Winter zu ihr, ob sie gleich weit gehen mußten; denn sie wohnten im Oberende, und das Hirtenhaus stand am Niederende des Dorfes. Da sa-

ßen sie denn vergnügt beisammen. Der alte Weber flochte Körbe, unterhielt das Feuer, steckte neue Schleißen auf und erzählte ihnen vom Kriege, den er mitgemacht hatte. Und wenn das auch nicht war, so sangen die Mädchen zuweilen ein artiges Liedchen, oder hatten sonst etwas zu erzählen.

Nitke sahe das gern; denn er wußte, daß die Mädchen bei dem alten Weber am besten aufgehoben waren, und daß er ihnen kein dummes und abergläubisches Zeug erzählte, wie es sonst in den Rockenstuben geschieht. Es war ein kluger Vater — der Nitke; denn wenn er etwas falsches an seinen Töchtern merkte, so sagte er es dem alten Weber, und dieser wußte dann den Mädchen eine Geschichte zu erzählen, wobei er ihnen gelegentlich zu verstehen gab, was sie thun und lassen sollten; und so kamen die Mädchen hinter manche Sache, die sie nicht wußten, und die zu ihrem Besten war. Außerdem wußte Nitke auch, daß Weber es durchaus nicht zugab, daß die jungen Pursche aus dem Dorfe mir nichts dir nichts hinkommen, Kurzweil treiben, die Rocken und nebenbei, wie dies oft geschehen ist, Haus und Dorf anzünden, und die Mädchen verführen durften: denn es gab in Brachwitz einige erzlockere und liederliche Vögel unter den jungen Purschen. Weber so arm und verkrüppelt er am Körper auch war, wußte sich doch ein solches Ansehen zu geben, daß die Vögel es

nicht wagten, sich ungebührlich aufzuführen und wenn sie es ja nicht lassen konnten, die Mädchen zu necken und etwa einen alten Topf wider das Pförtchen zu werfen; so gingen sie doch in ihrer Unverschämtheit nicht weiter.

Immer konnten aber doch Nitke und Weber nicht bei den Mädchen sein, und auf sie Achtung geben, was sie sahen und hörten; denn sie kamen ja auch in Gesellschaft anderer. Weil nun die Mädchen gern vom Heirathen und von den Männern reden, die sie künftig kriegen werden, was sie wohl sein möchten, ob ein Zimmermann, Leinweber, Schmidt, Schneider, oder Bauer: so hat der Aberglaube sich dabei gar vest eingenistet, daß die armen Mädchen nicht nur sehr oft betrogen, sondern auch höchst unglücklich werden, wenn sie auf Prophezeihungen und dergleichen Narrenspossen von Wahrsagen hören. Kurz — Nitkens Töchter hatten gehört, daß man sehen könnte, was man für einen Mann kriegen würde, wenn man am heiligen Abende vor Weinachten, Ostern und Pfingsten, Blei göße. — Worin das dumme Zeug besteht, mag man gar nicht sagen, weil es der menschlichen Vernunft zu viel Schande macht, das Zukünftige aus Dingen zu erfahren, denen der liebe Gott nicht befohlen hat, zu prophezeihen, weil es für ihn viel zu klein ist, und weil er sichs selbst vorbehalten hat, das Zukünftige zu wissen. — Und siehe da, einmal zu Weihnachten fällt es den Mädchen auch ein,

Blei zu gießen, ob sie gleich nachher eben so wenig wußten, als vorher. Natürlich machten sie es heimlich, daß es der Vater nicht merken sollte; aber demungeachtet war es ihm nicht verborgen geblieben.

Dies gab ihm denn Gelegenheit, den alten Weber aufs neue zu bitten, daß er mehrere Beispiele von unglücklichen Personen ihnen erzählen sollte, die ihr Unglück sich selbst durch angenommene abergläubische Begriffe bereitet hätten. Weber wußte deren mehrere, erzählte sie ihnen und die Mädchen schämten sich, daß sie ihre eitle Neugierde auf eine so lächerliche Art hatten befriedigen wollen. Zuletzt setzte er noch hinzu: — „Und seht, meine Kinder, was hilft es euch überhaupt, wenn ihr wißt, aus welchem Stande eure zukünftigen Männer sein werden? Auf den Stand kommt es ja nicht an; sondern darauf, daß ein Mann ein vernünftiger Mann ist, mit redlichem Herzen und Sinne, der aufrichtig und lebenslang liebt. — Wenn die Mädchen schon so nach den Ständen fragen; so ist das ein Zeichen, daß sie eitel sind, und sich besser zu sein dünken, wenn sie aus dem oder jenem Stande einen Mann kriegen. Eitelkeit aber verblendet die Menschen; denn kommt nun ein Mensch, der nach ihrer Einbildung mehr ist, als andere; so hängen sie sich an ihn, und fragen nicht, was er Gutes an sich hat? ob er Gott und Menschen liebt? ob er arbeitsam, treu und fleißig

in seinem Berufe ist, und ob sie ihn aus Liebe zum Manne nehmen? — Wollt ihr euch recht gut verheirathen, so müßt ihr euch selbst der Tugend und Sittsamkeit befleißigen, müßt arbeitsam sein und lernen was zur guten Haushaltung gehört, damit ihr einmal als Weiber eurem Hause wohl vorstehen könnt. Ich wette darauf, es wird euch dann so leicht kein leichtsinniger und liederlicher Mensch zum Weibe begehren, denn er wird gleich denken, daß ihr ihm einen Korb geben würdet. Und gesetzt auch, daß euer Mann nicht so wäre wie ihrs dachtet, und mancherlei Fehler an sich hätte; so könnt ihr versichert sein, daß ihr ihn durch euern Wandel, ohne euch mit ihm zu zanken, bessern werdet. Merkt es euch ja, meine Kinder, daß ihr da am sichersten geht, und euch einen guten Mann versprechen könnt, wenn ihr euch bestrebt, gut, treu und fleißig zu sein; jedes andere Mittel, als Blei gießen, auf die Kreuzwege gehn, sich wahrsagen lassen und dergleichen, hilft zu nichts, macht euch unglücklich und, wenn auch das nicht ist, so werdet ihr doch dabei zum Narren."

Das waren goldne Worte. Nitkens Töchter sowohl als Dorchen, die sie des Abends nach Hause begleitete, nahmen sich vor, nie wieder dergleichen Thorheiten zu begehen. O wer es ihnen hätte sagen sollen, daß dennoch eine von ihnen, schwach genug sein würde, dem Aberglau-

den Gehör zu geben, oder doch wenigstens ihn nicht ganz von sich zu entfernen! Dorchen blieb vest und die älteste und jüngste von Nitkens Töchtern auch. Nur Magdalene, die mittelste, meinte doch dann und wann, daß es wohl nicht so ganz zu verwerfen wäre, wenn einem von klugen Leuten, von Zigeunern und dergleichen was gesagt würde. Es wären ja so viele hundert Menschen, die an solche Dinge glaubten. Und wenn ihr dann auch die andern sagten, daß leider der Aberglaube die meisten Anhänger hätte; so schwieg sie zwar, dachte aber doch was sie wollte.

Mit dem Frühjahre kamen auch wieder viele Herumläufer, Tagediebe, Marktschreier und dergleichen ins Land und nach Brachwitz. Nun hatte Nitke die Einrichtung getroffen, daß eine von seinen Töchtern der Reihe nach zu Hause bei der Mutter bleiben mußte, um ihr Handreichung zu thun, und dabei die Wirthschaft im Hause zu lernen. Eines Tages war also auch Magdalene zu Hause bei der Mutter, da unterdessen ihre Schwestern auf dem Felde waren. Es war Vormittags. Die Mutter hatte gerade was im Garten zu thun, und das Mädchen war daher allein. Eh sie sichs versieht, kommen ein paar freche Weibsbilder, die sich für Zigeunerinnen ausgeben, verlangen da dreist und unverschämt, nach der gewöhnlichen Art solcher Menschen, Eier, Käse, Butter und dergleichen und wollen dem Mädchen aus der Hand

wahrsagen. Hätte sie nun nicht bei sich eine gewiße Furcht gehabt und die Vorstellung, daß die Leute mehr könnten als Brod essen; so würde sie ihnen standhaft ihre Ungezogenheit verwiesen und sie sich vom Halse geschafft haben, aber das war nicht. Die beiden Weibsbilder sehen das, und dringen immer mehr in sie; und gleichwohl hat sie nichts, kann ihnen nichts geben, als ein Stück Brod. Endlich gehen sie fort, und die eine ist so niederträchtig, daß sie zu ihr spricht; sie hätte es ihr nicht sagen wollen, aber da sie sähe, daß sie ihr nichts gäbe, so wollte sie es nun umsonst thun. — Sie würde zwar einen Mann kriegen, aber er würde am Galgen oder auf dem Rade sterben.

Das Mädchen erschrickt dermaaßen, daß sie am ganzen Leibe zittert. Die Mutter, die bald darauf wiederkommt, weiß nicht was ihr fehlt, und fragt sie. Sie erzählt nun den Vorfall und die Mutter sagt, daß sie nicht so kindisch sein und dergleichen Dinge glauben sollte, sie sähe doch wohl, daß das bloß aus Bosheit gesagt wäre, damit sie sich darüber ärgern sollte. Magdalene sucht sich selbst zu überzeugen, daß sie Recht hat, aber der Schrecken steckt ihr doch in den Gliedern; sie bekommt gegen Abend Hitze und Frost, redet die ganze Nacht durch irre, mit einem Wort, sie bekommt einen heftigen Anfall von Fieber, es wird eine hitzige Krankheit daraus, und alles was ihre guten Eltern, nach Verordnung eines vernünftigen Arz-

tes thun, hilft nichts. In zehn Tagen ist das Mädchen todt.

Ach Gott, welch ein Schmerz für die armen Eltern, für ihre Geschwister und Dorchen! O wie rangen sie die Hände, da das Mädchen im Sarge lag und keine Thränen, kein Wehklagen und Seufzen sie wieder erwecken konnten! Wie zitterten vor Wehmuth die Hände der Mädchen, da sie ihr die Rosmarinkränze machten! und wie untröstlich war Gottlieb Elbrich, ein junger und fleißiger Zimmermann, der das Mädchen im Stillen geliebt hatte, und im Begriff gewesen war, bei ihrem Vater um sie anzuhalten! — Gott, ach Gott, nun war sie die Braut des Todes: schändliche Menschen hatten sie mit dem Gifte des Aberglaubens getödtet.

Drittes Kapitel.

Da hatten nun die betrübten Schwestern und Dorchen, ein trauriges Beispiel an einer Person erlebt, die ihnen so nahe war; ein Beispiel, wie nöthig es ist, sich vor alle dem was Aberglauben heißt, in Acht zu nehmen, und keine Furcht vor unwissenden Personen zu haben, die ihres schändlichen Gewinnstes wegen sich nicht scheuen, die ungereimtesten Dinge zu sagen. — Wenn sie jetzt zusammenkamen, da war es immer, als ob Magdalene noch kommen müßte; aber sie kam nicht mehr!

Ob nun gleich Dorchen keine Schwester, sondern nur eine Freundinn an ihr verlohren hatte; so war doch der Schmerz über ihren Verlust, besonders um deswillen sehr groß bei ihr, weil ihr Vater ausnehmend schwach und hinfällig wurde. Ihr Tod machte sie aufmerksam, daß sie auch ihn bald verlieren könnte und würde, und da sie ihn nicht bloß als Vater liebte, sondern zugleich als Lehrer, der zur Verbesserung ihres Verstandes und Herzens so vieles gethan hatte; so war es ganz natürlich, daß ihr der Gedanke, du wirst deinen Vater bald verlieren, sehr nahe gehen mußte.

Die angenehme Jahreszeit des Frühlings verging ihr daher, ohne daß sie ihrer froh werden konnte; und schon war Pfingsten da, eh' sie sichs versah. Dies Fest hatte sie sonst mit so vieler Freude gefeiert; aber was für Freude konnte sie sich jetzt von diesem Feste versprechen? Sie mußte sich sehr zwingen, daß sie vor ihrem Vater ihren Thränen nicht freien Lauf ließ. Und doch konnte sie sich des Weinens nicht enthalten, da sie am heiligen Abende Vormittags die Backöfen rauchen, und die frohen Zubereitungen sahe, welche man zum bevorstehenden Feste machte. Sie pflückte sich einige aufgeblühte Pfingstrosen vom Zaune ab, die sie in ein paar bunten Töpfchen auf die beiden niedrigen Fenster in der Stube setzte: und das war alles, was sie zum morgenden Feste thun konnte. Indes dachte Nitke, sein Weib und seine Kinder auch an

diesem Tage an sie. Die beiden Mädchen kamen am Abend zu ihr und brachten ihr frischen Kuchen und ihrem Vater eine gute Suppe, und vom Pachter Pechmann brachten sie ihr ein schönes Stückchen Fleisch für die Festtage zum kochen.

Vor uralten Zeiten schon war das Pfingstfest ein sehr beliebtes Fest, weil es gerade in die Tage fällt, wo alles in der größten Schönheit ist, im Walde, in den Feldern, in Wiesen und Gärten. Es grünt und blüht alles und die Vögel singen so munter drein. Weil nun ehedem die Wälder nicht so dünne waren als jetzt, und man Holz genug hatte, so machte man sich die Freude, und besetzte die Thüren und Fenster mit jungen Birken, weil die Birke nicht nur ein sehr nützlicher Baum ist, der von allen Landwirthen angepflanzt werden sollte, sondern auch sehr schön ins Auge fällt. Besonders schmückten die Jünglinge in der Nacht vor dem Feste, mit diesen Bäumen die Häuser der Mädchen, die sie liebten; und oft erhielten sie dadurch zeitiger die Hand und das Herz der Mädchen, wenn diese am Morgen des Festes das Zeichen der Liebe durchs Kammerfenster bemerkten.

Nachher suchte man diese Sitte beizubehalten, ohne zu bedenken, daß sich die Zeiten geändert hätten. Die Wälder wurden von so vielen liederlichen Wirthen niedergehauen und zu Gelde gemacht; daher mußte man die Birken größtentheils am Pfingst-

feste stehlen, und man weiß ja, wie es dabei hergeht, wie viel junger Anwuchs dabei verdorben wird. Außerdem war dieser Zierath auch nicht mehr das Zeichen herzlicher und aufrichtiger Liebe; denn mancher schlechte Mensch setzte Birken vor die Thüre eines Mädchens, die vielleicht nicht viel besser war als er, und that es auch nicht aus Liebe, sondern weil sie ihm hernach ein seidenes Tuch dafür geben mußte.

Doch, das mag sein wie es will; jedermann weiß, daß noch heut zu Tage zu Pfingsten an vielen Orten Birken vor die Thüren gesetzt werden und so war es auch in Brachwitz. Am meisten machte sich nun Ziebert solche Gelegenheiten zu nutze, wo er irgend einen boshafften Streich ausüben, oder sonst seinen Muthwillen abkühlen konnte. Man konnte daher auch sicher darauf rechnen, daß er am Abend und die Nacht vor Pfingsten nicht zu Hause wäre. Dieser Ziebert war des Dorfrichters Sohn, und weil er der einzige war, so hatten ihm Vater und Mutter von Jugend auf allen Willen gelassen. Ueberdies bildete er sich schon was ein, weil sein Vater Dorfrichter war, und weil er bald das große Bauergut so wie es stand und lag übernehmen sollte.

Er, ein gewißer Mühlpursche und noch einige andere waren gewöhnlich die Rädelsführer bei muthwilligen Streichen, doch ließ er sich den Vorzug

nicht nehmen, der boshaffteste und ausgelaßenste zu sein. Sie stellten daher sehr häufig in der Schenke Musik und Tanz an; aber nicht um auf eine vernünftige Art frölich und vergnügt zu sein, sondern um recht zu tummeln, sich zu besaufen, und dann Schlägereien und anderes Unheil anzufangen. Und wenn es auch eine ganz unschuldige Sache war; so wußten sie dennoch etwas schlechtes und boshäftes daraus zu machen, wie sie dies unter andern auch an diesem Abende vor Pfingsten gar deutlich zeigten.

Ihr gewöhnlicher Sammelplatz war die Schenke, und diese war es auch heute. Hier soffen sie sich erst voll, und so zogen sie, da es dunkel zu werden anfing, unter Geschrei und Lärmen zum Dorfe hinaus, um Birken zu holen. — „Die werden wieder was Gutes stiften,“ sagten die Leute die sie hörten, und nahmen sich in Acht, um ihnen nicht in den Weg zu kommen. Bis zum Ende des Dorfes in die Nähe des Hirtenhauses, wo der kranke Weber lag, waren sie gekommen, ohne jemanden einen Possen gethan zu haben.

„He da! schrie Ziebert seinen Saufbrüdern zu, die schöne Weber-Dorchen müssen wir nicht so vorbeilassen; der müssen wir eins anhängen!“ — Ja Bruder! schrieen die andern wieder, und schon hatte Ziebert einen tüchtigen Knittel in der Hand, mit dem er sich hinter den Zaun stellte.

„Der alte Krüppel, sagte er noch, wird uns nicht sehr nachrennen; denn der liegt schon ein paar Wochen auf den Ohren, und wird wohl nicht so leicht wieder aufstehen!“ — Er war kaum hinter dem Zaune, und seine Gesellen bei ihm, so schmiß er den Knittel auch gerade ins Fenster, neben dem der alte Weber lag, und eben ein bischen eingeschlummert war. Der Fensterrahmen war morsch, brach entzwei, und fiel samt den Scheiben und den Töpfchen mit den Pfingstrosen, die Dorchen hingesetzt hatte, dem armen kranken Manne ins Gesicht. — Das war nun eine rechte Heldenthat; denn Ziebert und die übrigen wollten sich halb todt lachen, daß das Fenster weg gewesen wäre, wie weggeblasen; und schrieen und lärmten fort hinter den Weiden weg, und durchs Feld, bis sie in den Busch kamen.

Nun denke aber jeder vernünftige Mensch nach, was das für eine Handlung war; und ob das eine Freude für vernünftige Menschen sein kann, wenn man andern das ihrige verdirbt, und sie unglücklich macht? zumal solche, die ohnedem schon arm, elend und hülflos sind? Auch der gesündeste hätte vom Schrecken krank werden können, wenn ihm das im Schlaf begegnet wäre; geschweige Weber, der schwach, elend und matt da lag und schlummerte, nachdem er sich lange vergebens nach ein wenig Schlaf gesehnt hatte. „Das ist mein Letztes;“ sagte er zu den Mädchen, die in einem Häufchen

ganz still beisammen gesessen hatten, um ihn nicht aufzuwecken, und die jetzt außer sich waren, und vor Angst nicht wußten, was sie mit ihm machen sollten.

Der alte Weber hatte recht; er wurde die Nacht über immer schwächer und schwächer, und da man am Morgen, als am ersten Pfingstfeiertage, zum zweitenmal in die Kirche lautete, drückte er noch einmal die Hand seiner Tochter und sagte leise zu ihr: „Das ist meine Sterbeglocke. Sei standhaft, rechtschaffen und der Tugend treu, mein Kind; dann wird dirs wohl gehen." Darauf wandte er ein wenig den Kopf und war weg.

Das arme unglückliche Mädchen! So hart gebeugt, so traurig, so im tiefsten Schmerz, sollte ihr das Pfingstfest vergehn? O wer weint nicht mit Dorchen bei der Leiche ihres Vaters! Wer bedauert nicht das verlassene Mädchen, die da in der einsamen Hütte die erstarrten Hände des Vaters mit Thränen benetzt; während des andere sich schmücken, sich über den heitern Festtag freuen, und mit schönen Bändern und Blumensträußen in dichten Haufen in die Kirche ziehen! — Bedächten doch viele, wie so manches Elend da und dort im einsamen und verlassenen Winkel herrscht; sie würden gewiß mitleidiger mit ihren Brüdern werden. Ueberlegt man vollends, daß nichtswürdige Menschen schuld am Tode dieses redlichen

Mannes waren, daß Ziebert ihn gleichsam ermordet hatte; so wird gewiß das Mitleid mit Dorchen um vieles größer werden.

Indessen waren in der Nacht an verschiedenen Orten Birken vor den Thüren in Brachwitz gesetzt worden, auch standen in der Mitte und an beiden Enden des Dorfes drei lange glatt geschälte Stangen, an welchen oben eine Birke bevestigt war. Manche Mädchen freuten sich darüber, aber manche waren nicht damit zufrieden, und das Rauschen des Mittagswindes in den Birkenblättern, was sonst so anmuthig ist, war ihnen nicht angenehm. Unter andern war wohl Lehmanns Christiane diejenige, welche mit den Birken die vor ihrer Thüre standen, am wenigsten zufrieden war. Ihr war das Rosmarinstöckchen, was im Garten gleich neben ihrem Kammerfenster stand, tausendsmal lieber, als alle die schönen Bäume, und gleichswohl durfte sie sich nichts merken lassen, was dabei das allerärgste war. Sie wußte recht gut, daß der wilde Ziebert diese Bäume gesetzt hatte. Dieser Mensch, den sie gar nicht leiden konnte, hatte schon etlichemal bei ihren Eltern um sie angehalten, weil Lehmann der reichste Bauer im Dorfe war. Ihre Eltern, die etwas geitzig waren, hatten auch wirklich von Ziebert und seinen Eltern sich bereden lassen, daß sie ihm die Tochter zugesagt hatten; nur sie selbst hatte sich noch nicht entschließen können ihr Jawort zu geben. Sie

hatte bisher alles gethan, um ihre Eltern auf andere Gedanken zu bringen; sie hatte ihnen seine Aufführung und sein liederliches Leben vorgehalten, und besonders, daß die eine Magd die dort gedient hatte, durch ihn zu Falle gekommen wäre, ob er es gleich abgeschworen hätte: aber es hatte nichts geholfen. Sie hatten ihr immer wieder zugesetzt, daß sie ihn nehmen sollte; denn daß er ein bischen leichte sei, hieß es, das machte es noch nicht aus; es würde sich schon finden. Jugend hat nicht Tugend, meinten sie, und das schöne Gut, das er einmal bekäme, wäre doch auch nicht zu verachten. Aber eben da war der Knoten, das schöne Gut, das stach ihnen zu sehr ins Auge.

Es hätte zwar kommen können, daß sie sich schon eher zum Jawort verstanden hätte, wenn nicht Ephraim Nockel gewesen wäre. Ach den hatte das Mädchen so lieb — so lieb, daß sie das Herz im Leibe mit ihm getheilt hätte; aber lieber Gott, er war nur der Sohn eines Häuslers, der nichts hatte, als ein gutes und redliches Herz, und ein paar gesunde Arme zur Arbeit. Sie hatte zwar etlichemal bei ihren Eltern gehorcht; aber Gott bewahre, da war nicht daran zu denken, daß sie den Ephraim hätte nehmen dürfen. Von ihm war eben das Rosmarinstöckchen, das unter ihrem Kammerfenster stand. Wer sie nur manchmal hätte sehen sollen, wie sehr sie weinte, wenn sie Abends zu Bette ging, und noch einmal aus

dem Fenster nach ihrem Stöckchen sah. „Wenn ich doch meinen Ephraim auch so nahe hätte, dachte sie dann bei sich, und immer bei ihm sein könnte; wie wollt' ich ihn lieb haben und ihm alles an den Augen absehen.“ Und dann weinte sie wieder, daß sie es ihrer Eltern wegen nicht durfte.

Wie sie jetzt den ersten Feiertag früh die Birken sah, da wars als wenn sie einen Stich ins Herz bekäme; denn sie konnte leicht denken, daß Ziebert wiederkommen würde, und daß ihre Eltern nicht nachlassen würden in sie zu dringen, bis sie ihren Willen thäte. Doch nahm sie sich vor, daß sie zuerst noch einmal mit Ephraim sprechen wollte; was er ihr dann rathen würde, wollte sie thun. Hierzu fand sie den andern Feiertag Gelegenheit. Freilich war das ziemlich hart für ihn, als sie ihm sagte, daß sie es bloß auf ihn wollte ankommen lassen: aber wie vernünftig zeigte er sich jetzt. „Du kannst leicht denken, sagte er zu ihr, daß Du mir das Liebste auf der Welt bist, und daß ich gewiß der glücklichste Mensch gewesen wäre, wenn Du mein Weib hättest werden können. Da aber Deine Eltern durchaus darauf bestehn, daß Du Zieberten nehmen sollst, so thue ihren Willen. Nur sieh Dich vor, daß er das Deinige nicht muthwillig durchbringt; denn ich glaube, daß er von seinem Gute nicht viel behalten wird, wenn er es selbst bewirthschaftet. Thue Deine Pflichten so viel Du kannst,

vielleicht bist Du im Stande, ihn zu bessern. Ich aber werde so lange es Gott gefällt mit meiner Mutter mein bischen Wirthschaft fortsetzen. Ans Heirathen denk' ich nun nicht, da ich Dich verlieren muß." — Man kann leicht denken, wie das Mädchen die bittersten Thränen an seinem Halse vergoß.

Wie sie es gedacht hatte, so geschah es auch. Noch an dem nämlichen Tage nahm sie ihr Vater des Abends vor, und sagte, daß er nun lange genug gewartet hätte, ob sie sich besinnen würde; er wollte ihr also hiermit sagen, daß sie den Tag nach den Feiertagen mit Zieberten Verlobung machen würde. Er hätte schon mit seinen Eltern darüber gesprochen, und sie könnte sich nun darauf einrichten.

Sonderbar gehts doch oft in der Welt her. Gerade an dem Tage, da der alte Weber unter den Thränen seiner Tochter und ihrer Freundinnen begraben wurde, hielt Ziebert Verlobung. Denn als die Trauerleute vom Begräbniß zurückkamen, ging er mit andern gar schön geputzt ins Haus seiner Braut. Aber hiebei fragt sichs: Ist denn alles in der Welt Freude, was so aussieht? Es ist nicht alles Gold was glänzt, und so ist es auch mit dem Glück und mit der Freude. Oft ist es ganz anders als es aussieht. Ziebert wollte ja nicht aus Liebe Christianen zum Weibe ha=

ben, sondern weil sie des reichen Lehmanns Tochter war. Eine wahre Freude des Herzens konnte er also nicht haben, sondern es mußte ihm bloß so zu Muthe sein, wie einem Diebe, der da weiß, daß er irgendwo frank und frei einbrechen kann. — Aber an Christianens Stelle zu sein, welches Mädchen sollte sich das wohl wünschen können?

Viertes Kapitel.

Wenn man bei solchen schlechten Handlungen der Menschen unwillig wird; so freut man sich dann desto mehr, wenn man dagegen wieder gute Menschen findet, die sichs zum Vergnügen machen, andern mit Freundlichkeit und Menschenliebe zu begegnen. Diese Freude wird man jetzt gewiß auch empfinden.

Kaum war der alte Weber am ersten Feiertage früh gestorben; kaum hatten Nitkens Töchter ihrem Vater die Nachricht gebracht: so war er auch gleich entschlossen, der armen Waise beizustehn. Seinen Töchtern sagte er, daß sie wechselsweise bei Dorchen bleiben sollten, so lange sie allein wäre, er selbst aber zog sich geschwind an, ging zum Dorftischler, bestellte den Sarg und was sonst zur Beerdigung nöthig war. Von

da aber ging er zum Pachter Pechmann, erzählte ihm mit kurzen Worten, was vorgefallen war, und frug ihn, ob er schon eine neue Hausmagd gemiethet hätte; denn das wußte er, daß seine alte zu Johanne abgehen würde. Da nun Pechmann zwar wohl einige im Vorschlage hatte, mit denen er aber nicht ganz zufrieden war; so bat er ihn, daß er Dorchen als Hausmagd annehmen möchte. Er könnte ihm dafür stehen, setzte er hinzu, daß ihm das Mädchen treu und redlich dienen würde. Pechmann besann sich nicht lange, da Dorchen schon oft bei ihm um Tagelohn gearbeitet hatte, versprach ihm, das Mädchen zur Hausmagd zu nehmen, und gab ihm das Miethgeld auch gleich mit. Wer war froher als Nitke. Geradeweges ging er nun zu Dorchen, und sagte ihr, was er für sie gethan hätte. Man kann leicht denken, daß dies ihr Herz weit mehr beruhigen mußte, als wenn er sich hingesetzt, mit ihr geweint, und weiter nichts gethan hätte, als ihr zugeredt — es würde schon gehen und dergleichen. — Mit einem Wort, Nitke handelte so, als wenn er wer weiß was vom verstorbenen Weber erben sollte. Beim Begräbniß legte er das Geld für sie aus, sprach bei dem Pfarrer und Schulmeister ein gutes Wort, daß sie ihr die Gebühren schenkten, und da alles vorbei war, nahm er Dorchen so lange zu sich ins Haus, bis die paar Wochen um waren, und sie bei dem Pachter anziehen konnte.

Neue Besen kehren gut, sagt man im Sprichwort, wenn man neues Gesinde lobt. Der Pachter war zwar mit ihrer Arbeit und mit ihrem ganzen Verhalten sehr wohl zufrieden; aber es läßt sich doch noch nichts gewißes sagen, wie es in der Folge werden wird. — Die Zeit wirds ja wohl lehren.

Es fiel jedoch in den Tagen, da sie angezogen war, etwas vor, worauf man selbst kommen kann, wenn man ein wenig nachdenkt. — Es war nichts anders, als Christianens Hochzeit mit Zieberten. Das war ein Leben; da gings zu, als wenn es beständig so fortdauern sollte. Nicht einen Tag, nein, die ganze Woche, vom Dienstag an, bis zum Sonnabend währte die Herrlichkeit. Und schon vorher, schon vor dem Trauungstage, kann man sagen, ging das Fest an; denn zwei Brautdiener, über und über mit Bändern und Sträußen geputzt, daß man sie fast nicht mehr kannte, hatten vollauf zu gehen und zu reiten, daß sie in der Nähe und in der Ferne die Hochzeitgäste einladen konnten. — Und am ersten Hochzeittage, da schossen die Brautdiener mit Pistolen, wie es in der Gegend noch Sitte war; da bließen die Musikanten mit Schalmeien und Waldhörnern bei dem Bräutigam und bei der Braut, daß mans in den nächsten Dörfern hören konnte; die Hochzeitjungfern liefen hin und her im größten Staate, in

bloßen hinaufgestrichenen Haaren, mit rothen Bändern umwickelt und oben drauf einen schönen Flitterkranz gesetzt. Kurz das ganze Dorf wurde schon den Vormittag rege. Aber da hätte man erst sehen sollen, wie das Volk alt und jung zulief, als Nachmittags die Hochzeitleute mit Musik in die Kirche zogen. „Sie kommen! sie kommen!“ — rief man einander zu, und die Knaben zogen Bänder und Stricke quer über den Weg, wo sich dann der Bräutigam lösen und Dreier unter sie werfen mußte. Was war da für ein Jubel, für ein Freudengeschrei! So ging der Zug in die Kirche und das Volk hinterdrein.

Wie die Trauung vorbei war, ging es wieder eben so. Ei und wie rauchten nun die Feueressen im Brauthause und der Backofen der im Garten stand, neben dem man eine eigne Küche gebaut hatte. Da wurde gekocht und gebraten, was nur möglich war. Die Tische hätten brechen mögen, wie sich die Hochzeitleute zu Tische setzten. Erst kam eine Suppe, wie sie nur sein muß, hernach Gelb-Fleisch, dann Fische und wieder Schwarzfleich mit Klößen, Wurst und Sauerkraut, dreierlei Braten und zuletzt Kuchen, in solchen Haufen, daß man die Gäste fast dahinter nicht sehen konnte. Kurz um, da mangelte es an nichts. Und was wurde nicht herumgeschickt! Das ganze Dorf aß fast mit; denn die Hochzeitgäste schickten — der an den Gevatter, jener an den Vetter und so wei-

ter, weil sie nicht den achten Theil von dem essen konnten, was auf den Tisch kam.

Es versteht sich, daß die Musikanten dabei nicht müßig sein durften; vollends dann, als man abgegessen hatte. Denn nun gings in die Schenke zum Tanze, bis der Hahn zum drittenmal krähte. — Eine solche Hochzeit war in vielen vielen Jahren hier nicht gewesen. Denn am andern Tage und an den folgenden war es immer wieder, als wenn sie erst von vorne anfingen. — Einige alte und kluge Leute sagten zwar: „Gott geb' es, daß die Ehe auch so lustig und vergnügt vergeht, als die Hochzeit." Evchen und Rosine, Nitkens Töchter, frugen ihren Vater auch, was er dazu dächte; aber er schüttelte bloß den Kopf und sagte, sie sollten selber darüber nachdenken; zu seiner Zeit würde er ihnen schon zeigen, wie er glaubte, daß ein Vater Hochzeiten ausrichten müßte.

Was aber Ephraim Nockel in diesen Tagen denken, und wie ihm ums Herz sein mußte, das mag sich der erklären, der da weiß, was wahre Liebe ist, und wie schwer es einem Herzen wird, sich von einem andern loszureissen. Daß auch die arme Christiane, bei aller Lustbarkeit und Freude, sehr oft nicht wußte, wo sie war, daß sie sehr oft die Musikanten nicht hörte und ihre Gedanken bei ihrem Ephra-

im hatte, und daß sie überhaupt die ganze Hochzeit über traurig neben dem Bräutigam saß, wird jeder glauben, wenn er sie auch nicht gesehen hat, wie blaß und mit welchen trüben Augen sie unter den lustigen Hochzeitgästen herumging. Das ist gewiß, daß sie tausendmal lieber ein Stück trocknes Brod auf der Ofenbank bei Ephraim gegessen hätte, als jetzt den Kuchen und Braten; und tausendmal lieber mit ihm vom Morgen bis zum Abend, Kraut und Erdbirn hacken gegangen wäre, als mit ihrem Bräutigam in die Schenke zum Tanze. Gott, was hat doch der Reichthum und der Geitz schon für Unheil angerichtet! Und wie viele Eltern haben durch Zwang ihre Kinder schon unglücklich gemacht!

Dorchen, das gute Mädchen, hatte zwar auch einmal zum Hofe hinaus gesehen, als die Hochzeitleute in die Schenke gezogen waren, hatte auch bemerkt, daß die Braut sehr niedergeschlagen wäre: aber ihr Herz war noch zu voll vom Schmerz über den jählingen Tod ihres Vaters. Sie fing zwar an, ruhiger zu werden; aber doch hatte sie an solchen Freuden noch keinen Wohlgefallen. Ueberdies hatte sie vollauf zu thun, und da sie zu gewissenhaft war, so ließ sie sich durch Neugierde nicht reitzen, an ihrer Arbeit etwas zu versäumen. Da hatte sie aber gerade das Beste erwählt, denn es ist wohl nichts in der Welt, was so sehr trösten und das Herz wieder beruhigen kann, als Arbeit.

Es kam nun die Zeit, wo der Landmann mit der Erndte viel zu thun hat, und an andere Dinge nicht sehr denken kann. In Brachwitz fiel daher in dieser Zeit eben nichts merkwürdiges vor, und so kann man jetzt ganz ruhig beobachten, wie sich Dorchen aufführte; ob sie nur eine Weile so blieb wie sie sich anfänglich zeigte; ob sie aus Zwang, oder aus eignem Triebe das ihrige that, und ob sie dadurch Vortheile hatte, oder nicht?

Bisher hatte Dorchen noch nicht gedient; denn in dem Hause ihres Vaters hatte sie die kleine Wirthschaft so gut als möglich führen müssen, weil sie sonst selbst Schaden davon gehabt, und dabei gelitten hätte. Vorher aber in Nitkens Hause, war sie stets unter Aufsicht, konnte sich auch so betrachten, als ob sie zur Familie gehörte, und überdies war sie da noch zu jung. Folglich war die Art, wie sie sich jezt verhielt, ein Zeuge ihrer Gesinnungen und — ob sie die Lehren, welche ihr Nitke und ihr Vater gegeben hatte, überall wo sie war, auch unter fremden Personen ausüben wollte.

Wenn sie nun zuweilen von ihrer Herrschaft die Erlaubniß erhielt, Nitkens Töchter zu besuchen, was freilich selten geschah, da forschte dann Nitke nach, wie sie über den und jenen Punkt dächte, und ob sie wohl ihrer jetzigen Herrschaft eben so treu wäre, als sie ihrem Vater

war? — So redete er das einemal auch verschiedenes mit ihr und frug sie über dies und jenes. Man höre nun, was ihm Dorchen darauf antwortete:

„Die Dienstbothen sind heut zu Tage größtentheils selbst Schuld, wenn es ihnen nicht nach Wunsche geht. Sie machen ihre Arbeit immer mit Widerwillen, nur halb, und wenn die Herrschaft den Rücken wendet, lassen sie sie gar liegen. Jeder Mensch hat aber doch das seinige lieb, und will nicht rückwärts, sondern vorwärts kommen. Merkt es nun die Herrschaft, und das ist bald zu merken; so wird drüber geredt. Statt daß sie nun sich ändern und ihre Sache besser machen sollten, fahren sie auf, zanken sich mit der Herrschaft und verschreien sie bei andern, als ob sie das größte Recht hätten. So kommt dann immer eines aus dem andern, und was wird am Ende daraus? Nichts anders, als daß sie alle Jahre eine andere Herrschaft haben und zuletzt nur zu solchen kommen, die wirklich schlecht sind, mit ihrem Gesinde übel umgehen und aus Noth in ihre Dienste nehmen müssen, wen sie kriegen. Ich habe mir daher gleich zu Anfange vorgenommen, das redlich zu thun, was man mir aufträgt; denn wenn ich das Miethgeld von einer Herrschaft annehme, so mache ich mich ja dadurch verbindlich, künftighin für sie zu arbeiten, und meinen Lohn, mein Essen und Trinken, und überhaupt meinen Aufenthalt

bei ihnen dadurch zu verdienen. Nicht wahr Vater Nitke? Und gerade so wie eine Herrschaft bald merkt, wenn das Gesinde das seinige nicht thut, wie es thun soll, gerade so merkt sie es auch, wenn das Gesinde treu und fleißig ist. Selten aber wird eine Herrschaft so etwas unvergolten lassen, sie giebt da und dort, legt am Lohne zu, und wenn ja das Gesinde sich bei einer andern Herrschaft zu verbessern denkt und abzieht, so kann es sich dann das beste Lob versprechen. Und das ist ja so viel und mehr noch werth, als wenn es sich das vorige ganze Lohn hätte ersparen können. Hab' ich nicht recht Vater Nitke? — Bei meiner Arbeit, die mir der Herr oder die Frau aufgiebt, denke ich immer; wenn du nun Frau wärst, würdest du es nicht wünschen, daß die Arbeit gut gemacht würde? Und wenn sie mich hinterdrein loben, das macht mir Freude und neue Lust zur Arbeit. Trift sichs auch zuweilen, daß ich eine Sache nicht ganz nach ihrem Sinne gemacht habe, denn sie haben ja länger gewirthschaftet als ich, und müssen es besser wissen; so vergeben sie mirs und sagen mirs im Guten. Sie sind nicht böse drüber und ich nicht böse, und so sind wir immer gut auf einander zu sprechen. Es hat immer geheißen, der Pachter und sie wären hart gegen das Gesinde; aber ich kann bis jetzt nicht über sie klagen; freilich können sie es nicht leiden, wenn das Gesinde nachläßig ist und sich zu allem treiben läßt, das kann ich ihnen aber nicht ver-

denken; ich würde auch gerade so denken wie sie. Sie hätten ja nicht nöthig mir über den Lohn noch etwas zu geben; und doch gab er mir letzthin, wie sie vom Jahrmarkte zurückkamen, ein paar recht schöne Strümpfe und sie brachte mir Halbwollnes zu einem Rocke mit. Deswegen denke ich aber nicht, daß es nun immer so sein müßte; denn unser eines weiß ja nicht, was sie sonst für Ausgaben haben, daß sie nicht immer so können wie sie wollen. Er kann mirs glauben Vater Nitke, wenn sie mir gleich, so lange ich bei ihnen im Dienst sein werde, nichts mehr gäben, so werde ich doch immer das meinige thun; denn wie gesagt, unser eines kann ihre Ausgaben nicht so wissen."

So redte Dorchen; und Nitke, wie man leicht denken kann, hörte mit Freuden zu. Auch heute versuchte er sie wieder, ob sie wohl länger bleiben würde, als es ihr die Herrschaft erlaubt hatte; aber nein, nicht eine Viertelstunde länger. — „Ja die Dorchen, sagte er wie sie fort war zu seinen Töchtern, ist doch ein Kernmädchen. Da könnt ihr sehn, daß der Mensch, wenn ers nur darnach macht, überall vergnügt sein kann. Wie sie so ordentlich geht und ihre Sachen so gut hält; aber nichts übertreibt, wie andere, die ins Wesen hinein kaufen und ihren ganzen Lohn in leichten und unnützen Plunder stecken, um den Mannsleuten zu gefallen. Und wie sieht sie nicht aus, so gesund und munter,

daß man sie nur gern ansieht. Sie hat ja ein paar Backen, so roth wie ein Borsdorfer Apfel. — Freilich, wenn man sie so reden hört, könnte man denken, sie machts wohl auch wie andere, die mit dem Munde viel thun und mit den Händen nichts. Aber was sie sagt ist wahr. Erst in diesen Tagen red'te ich mit dem Pachter, und frug nach ihr. Ei das ist ein Mädchen! sagte er, so eine Hausmagd hab' ich noch gar nicht gehabt. Es geht ihr alles leicht von Händen, zu keiner Sache ist sie verdrossen, und wenn ich und meine Frau zuweilen denken, das und jenes möchte sie nun machen, da ist es schon fertig. Meine Frau kann sie gar nicht genug loben; sagte er. Und wie gut weiß sie mit dem andern Gesinde umzugehn? Es ist, so wahr ich lebe, als wenn mein ganzes Gesinde anders geworden wäre, seitdem sie in meinem Hause ist. Und was mir besonders an ihr gefällt, ist, daß sie mit den Mannsleuten so geschickt umzugehen weiß. Da ist nicht einer von meinen Leuten, der nicht sein Gefallen an ihr hätte; aber gegen alle ist sie freundlich und läßt sich doch mit keinem ein. Mein Schirrmeister besonders, der möchte sie gern auf seine Seite haben, und geht ihr nach wo er weiß und kann; aber sie weiß sich so gegen ihn zu betragen, daß er nicht weiter kann, als sie will. — Seht meine Kinder, so sagte der Pachter; und ich will wetten was ihr wollt, das Mädchen bleibt nicht lange Haus-

magd. Zu der findet sich gewiß ein Mann; wenn sie zehnmal ärmer wäre, als sie ist. Und ich weiß auch sicher, daß sie sich keinen nehmen wird, der nicht ordentlich, fleißig und rechtschaffen ist wie sie. Mit so einem Weibe kann ja ein Mann anfangen, wer weiß was. Sie ist arbeitsam, versteht die Wirthschaft, und wenn ihr was neues zu Gesichte kommt, so ruht sie nicht eher, bis sie weiß, wie das und jenes gemacht wird. Sie soll im Kochen schon so gut abgerichtet sein, daß die Frau Pachtern ihr nicht mehr viel weisen darf; und die Leute essen doch schon besser wie unser eins."

Unterdessen verlief die Erndtezeit und der Landmann konnte nun wieder dann und wann ein Stündchen zur Erholung und Ruhe finden, man kam wieder öfterer zusammen, und die Kirmsen nahmen schon hie und da ihren Anfang. Wer hätte nun wohl gedacht, daß in Nitkens Hause noch diesen Herbst eine große Veränderung vorgehen sollte?

Einigemal schon hatte es das Ansehen, daß die beiden Mädchen Rosine und Evchen heirathen würden, denn es stellten sich einige Freier ein, besonders Evchens wegen, weil das Mädchen so hübsch aussahe. Indeßen nahm der Vater seine Töchter wohl in Acht und warnte Evchen besonders, daß sie nicht gleich denken sollte,

daß alle die, welche ihr nachgingen, wahre Liebe zu ihr hätten. Hiezu kam, daß das Mädchen sich schon einen Liebsten ausgesucht hatte. Es war der Sohn eines Bauers aus dem benachbarten Dorfe Tiefenau, und sowohl seine Eltern, als die ihrigen hatten nichts gegen die Heirath; nur hatte Ritke den Wunsch, daß Rosine, als die älteste erst einen Mann finden möchte. Sie war freilich nicht so hübsch und flink als die Schwester; aber sie hatte ein gutes Herz und ließ sich zur Arbeit nicht treiben, wovon freilich Ritkens Erziehung allein die Ursache war.

Bisher war Gottlieb Ellbrich der Bräutigam der verstorbenen Magdalene, nach ihrem Tode dann und wann als ein Bekannter der Familie zum Besuch gekommen. Niemand aber hatte andere Gedanken, als daß er den Weg nicht vergessen könnte, den er sonst so oft gegangen war, da Magdalene noch lebte, und bei Ritkens sahe man ihn auch bloß als einen alten Bekannten an. Ueberhaupt war er von stiller Art, sprach nicht viel, und wenn er auf Zimmerarbeit war, arbeitete er in einem Striche fort, wenn seine Kameraden sich ein langes und breites zu erzählen hatten, und die Arbeit — wie dies leider so gar oft geschieht, darüber versäumten. Für seine Handthierung hatte dies freilich keinen Schaden; denn es sah ihn gern jeder kommen, weil er ein guter Arbeiter war; aber für die, welche immer was neues hören wollen, war er nicht.

Und dieser Ellbrich nahm eines Tages, da er auch zum Besuch gekommen war, Ritken bei Seite, wo er wider alles Vermuthen ihm folgendes gestand. „Ob er gleich Magdalenen, die nun seit einem halben Jahre todt wäre, nicht vergessen könnte, so säh er doch ein, daß er bei seinen Umständen, weil er niemanden zu Hause hätte, wenn er auf der Zimmerarbeit wäre, eine Frau nöthig hätte. Da er nun fände, daß Magdalenen kein Mädchen so gleich käme, als seine Tochter Rosine, und da er in keinem Hause eine so gute Zucht und Ordnung anträfe, als in dem seinigen; so wollte er bei ihm um Rosinen anhalten, wenn sie ihren Willen dazu gäbe und er ihr nicht zuwider wäre.

Der Vater holte Rosinen, und entdeckte ihr Ellbrichs Antrag; — sie wurde roth, und ob sie gleich sagte, daß sie sich erst bedenken wollte, so ging Ellbrich doch schon heute mit der guten Hoffnung nach Hause, das nächstemal eine Antwort nach seinen Wünschen zu erhalten. Er kam wieder und erhielt sie.

„Du bist Hochzeitjungfer bei meiner Rosine!“ rief Ritke Dorchen entgegen, als sie das nächstemal in sein Haus kam. „Du und Evchen, ihr beide sollt sie als Jungfern in die Kirche führen. Du darfst mir nicht nein sagen; denn bei deiner Herrschaft werde ichs verantworten.“ —

Seelenvergnügt war der alte Nitke. Man konnte es ihm recht deutlich ansehen, wie zufrieden er mit der Wahl seiner Tochter war, und wie er sich freute, daß sie an Ellbrichen einen guten und fleißigen Mann gefunden hatte. Dorchen freute sich mit ihm und der Braut, die ihre Freundin schon als Kind gewesen war, und versprach Hochzeitjungfer zu sein. Als sie aber heute nach Hause ging, war ihr recht sonderbar zu Muthe. Rosine hat ihren Mann gefunden, dachte sie, und wie lange wirds währen, so heirathet Evchen ihren Martin: mich armes Mädchen wird wohl keiner suchen!"

Es wurden nun die Anstalten zur Hochzeit sehr bald gemacht. Anstatt aber, daß Nitke den Pachter Pechmann hätte bitten sollen, Dorchen die Erlaubniß zu geben, so sagte ihm dieser, daß er ihn selbst darum gebeten haben würde, das Mädchen dazu zu nehmen; denn solchen Menschen, die ihren Dienst so treu und fleißig verwalteten, müßte man dann und wann einen fröhlichen Tag machen, das wäre man ihnen von Gott und Rechtes wegen schuldig. — Außer Dorchen war Evchen die zweite Jungfer. Dann wählte Nitke noch ein paar treue und redliche Freunde dazu. Der junge Strahl aber aus Tiefenau und ein gewisser Hormann aus Wedewitz sollten die Brautdiener sein. Bei dem ersten weiß man wohl warum; denn Strahl war Evchens

Liebster! daß aber Nitke den Hormann zum andern Brautdiener wählte, geschahe bloß deswegen, weil er gehört hatte, daß er sich so gut aufführen sollte. Er war zwar auch sein Pathe, und ein weitläuftiger Vetter, aber Nitke hätte darauf wohl nicht gesehen, wenn er nicht sonst seinen Gefallen an ihm gehabt hätte.

Unter andern hatte er gehört, daß Hormann in der Schule fleißig gewesen wäre, und was gelernt hätte. Weil nun die Brautdiener, oder Hochzeitbitter keinen dummen Kopf zum Hochzeitbitten haben dürfen, und oft viel auswendig lernen müssen; so dachte Nitke, daß er sich am besten dazu schicken würde. Strahl war wohl auch beredtsam; aber er wollte doch nicht gern die Rede halten, die der Hochzeitbitter halten muß, und diejenigen, welche man sonst im Dorfe dazu nahm, waren liederliche Menschen, die sich bei der Gelegenheit gewöhnlich dick und voll soffen, und dann allerhand Unheil anrichteten. Kurz, Nitke machte sich eines Tages auf, ging nach Wedewitz, was gute drei Stunden von Brachwitz lag, und redte mit Hormann darüber.

Hormann, ein junger bildschöner Mensch, zuckte die Achseln, da ihm Nitke den Vorschlag that und meinte; es wäre ihm zwar sehr lieb, daß er an ihn dächte, und ihn bei Rosinens Ehrentage zum Brautdiener machen wollte: aber er

müßte es ihm gerade zu gestehen, daß er es des Hochzeitbittens wegen nicht gern annähme. Sie hätten ihn im Dorfe auch schon einigemal dazu genommen, und da hätte er schlechterdings die bekannte Anrede, an alle Gäste wo er hingekommen wäre, halten müssen. Die Anrede aber, ein langes Ding, was er hätte auswendig lernen müssen, käme ihm gerade so vor, wie ein Ding ohne Kopf und Schwanz. Sie wäre zwar gedruckt, aber es müßte sie ein einfältiger Kopf gemacht haben, der gern etwas hätte sagen wollen, aber nicht gewußt — was. Unter andern hätte er auch einige Bürgersleute aus der Stadt zur Hochzeit bitten müssen. Ei wie hätte er sich da geschämt; denn die Leute hätten sich des Lachens nicht enthalten können, wie er angefangen hätte. Er verdächte es ihnen auch gar nicht; denn in der ganzen Anrede wäre alles wie mit Haaren hergezogen, und kluge und vernünftige Leute müßten doch das gleich hören.

„Gottfried, du bist mein Mann;“ sagte Nitke, wie er ausgeredet hatte. „Man hat mir wohl gesagt, daß du in der Schule fleißig gewesen wärst, daß du dich auch jetzt gut aufführtest und die beste Leinewand in ganz Wedewitz machtest; aber das hätte ich dir doch nicht zugetraut, daß du auch in solchen Dingen so vernünftig dächtest. Sieh nur, gerade das Wesen kann ich auch nicht leiden, und wenn ich zur Hochzeit habe kom-

men müssen, so habe ich dem Hochzeitbitter allemal das Geplappere geschenkt. Wenns was gescheutes wäre; ei da würde ich mit Lust zuhören; aber wie du sagst, die ganze Anrede hat weder Kopf noch Schwanz. — Auf der andern Seite freilich, da will doch was sein. Wie weiß denn jeder, der Hochzeitbitten geht, was er sagen und wie er die Worte setzen soll? Es ist ein dummes Ding, Gottfried, mit dem Bitten."

„Warum denn das, fiel Gottfried Hornmann ihm in die Rede, es darf ja nur eine andere gemacht werden, nicht so lang, wo die Worte besser gesetzt sind, und wo das was darin vorkommt besser zusammenhängt. Ich sollt' es wohl nicht sagen; aber ich habe schon selbst so was aufgesetzt, wie ich dachte, daß es sein müßte.

Nitke. Ei weis' her, weis her!

Gottfried. Wo hab' ichs doch gleich? Mutter weiß sie nicht wo ichs hingethan habe? Es war ein Zettel, etwa so lang wies Gesangbuch.

Mutter. Sieh doch ins Reisebüchlein. Ich dächte da hätte ich so was gesehen. — Es liegt über dem Predigtbuche; denn ich legte es erst gestern wieder drauf, da ich die Predigt gelesen hatte.

Gottfried. (Der das Buch vom Simse über der Thüre herunternimmt.) Ja da ist es.

Nitke. Das mußt du mir vorlesen; denn wenn ich etwas hören kann, was besser ist als das

gewöhnliche, so höre ich gern zu, und richte mich darnach.

Gottfried. Freilich wenn ichs so gelassen hätte, wie ichs aufgesetzt hatte; da würde es wohl nicht gut zusammenhängen; denn unser eins hat die Sprache nicht so in der Uebung, wie es dazu sein muß. Aber ich ging zu einem, ders versteht, der mußte mirs durchsehen, und in Ordnung bringen.

Nitke. Recht Vetter, recht. Da sind manche Narren, die denken entweder, daß sie alles am besten machen, oder sie schämen sich es andern zu zeigen und Lehre anzunehmen. Nun laß doch hören.

Gottfried. Ich will so thun, als wenn ich für Gottlieb Ellbrichen und für Rosinen bitten ginge. Denn die Namen kann man ja ändern wie man will; und ob man ihr, oder er, oder sie sprechen soll.

Nitke. Schon recht Gottfried, schon recht.

Gottfried. (liest.)

„Da sich der Junggesell und Zimmermann
„Gottlieb Ellbrich mit der Jungfer Rosine
„Nitken ehelich versprochen hat, und der Tag
„ihrer Hochzeit auf die nächste Mittwoche (hier
„kann man einen Tag nennen, welchen man will)
„vestgesetzt worden ist: so lassen sie Euch durch
„mich bitten, sie an diesem Tage zum Traualtar

„zu begleiten, und darauf bei einem fröhlichen
„Mahl und bei gemeinschaftlicher Freude ihren
„Ehrentag verschönern und beschließen zu helfen.
„Sie haben das Vertrauen zu Euerm freundschaft-
„lichen Herzen, daß Ihr ihnen diese Bitte erfül-
„len werdet. Dagegen sind sie bereitwillig, an
„Euren Freuden so wie an Leiden, die Euch be-
„treffen sollten und die Gott gnädig mildern und
„abwenden wolle, Theil zu nehmen. Hiemit
„habe ich den Auftrag von Braut und Bräutigam
„erfüllt, und verspreche mir nun von Euch eine
„freundschaftliche Antwort."

Nitke. Und damit Punktum. Nicht wahr?

Gottfried. Ja, mehr nicht.

Nitke. Gerade so wie ich mirs immer ge-
wünscht habe. Damit ist alles gesagt, was zu
sagen ist. Denn wozu soll das lange Geplappere
helfen? Der, ders sagt, muß sich martern, daß
ers in den Kopf kriegt, und dem, ders hört, wird
Zeit und Weile lang, und hat am Ende von alle
dem Zeuge nichts gehört. — Aber noch eins Vet-
ter. Könnte denn das nicht auch mit angebracht
werden, daß die Gäste auf keine großen Hochzeit-
geschenke denken sollen? Es ist mir allemal zuwi-
der gewesen, wenn die Gäste mit ihren Geschenken
kamen. Heut zu Tage ist es nichts wie Prahlerei
damit. Einer will den andern immer ausstechen;
und — es mag mir einer sagen was er will, von
Herzen gehts doch nicht. Der, ders meiste schenkt,
ärgert sich vielleicht auch am meisten, daß ers

giebt. Der verdammte Hochmuth ist allein Schuld daran. Es ist gerade so wie bei dem Gevatterstehen; da wissen sie jetzt auch nicht mehr was sie geben sollen. Sie schimpfen und fluchen, wenns niemand hört, daß das Geben gar kein Ende hätte, und kommt es dazu, ei da wird eingebunden, da wird gekauft aufs Bette und wer weiß wohin; nur damit es heißen soll, der oder die haben sich recht sehen lassen. Was meinst Du Vetter, wenn nun was von den Geschenken in der Anrede gesagt würde? Von Dingen die nicht kostbar und theuer sind, und des Spaßes und Scherzes wegen geschenkt werden, will ich nicht reden.

Gottfried. Das geht wohl nicht Vetter. Ja wenn sie alle so dächten, wie wir, da ließe ich mirs gefallen. Aber es sind viele, die gar zu gern Geschenke nehmen, und die den Hochzeitbitter gar schief ansehen würden, wenn er den Gästen sagen wollte, sie sollten keine bringen. Denn es könnte doch sein, daß der und jener meine Anrede auch halten wollte; und warum sollte ich sie nicht geben? Will er das hinzugesetzt haben; so kann ichs wohl bei ihm thun; aber bei jedem andern wollte ichs nicht rathen. Das kommt bloß, wie ich denke, auf die Zeit an, ob die Menschen nach und nach klüger werden, und nicht so sehr auf ihren eignen Vortheil sehen.

Nitke. Das ist wieder wahr Gottfried; für jeden wäre der Punkt nicht. Aber bei mir

kannst du ihn ganz frei dazu setzen; denn ich werde als Vater meiner Tochter eine Hochzeit ausrichten, wie sie mein Beutel vertragen kann, damit ich nicht nöthig habe, darauf zu sehen, ob mir die Hochzeitgäste viel geben oder nicht. — Kurz meine Gäste sollen gern und mit Freuden zu meiner Tochter Hochzeit kommen, und du bist mein Hochzeitbitter, dabei bleibt's.

Als Nitke wieder nach Hause kam, konnte er vom Vetter Gottfried nicht genug schönes erzählen, wie ers so ordentlich bei ihm gefunden hätte, wie er so vernünftig sprechen, und was für schöne Leinewand er machen könnte; sie wäre so derb wie ein Brett, ein Faden läge wie der andre, und dergleichen mehr. Freilich wer es nicht weiß, daß Nitke vorher wenig oder gar nicht mit Gottfried Hormann und seiner Mutter umgegangen war, der muß sich wundern, wie ihm das alles so fremde sein konnte. Darin aber lag die Ursache. Der verstorbene Hormann war immer das Widerspiel von Nitken gewesen, hatte sich mit der Frau nicht vertragen können, und der Erziehung seines Sohnes hatte er sich auch nicht angenommen, wie es seine Pflicht gewesen wäre; deswegen hatte sich Nitke von ihm abgezogen, und nach seinem Tode hatte er mit seiner eignen Familie viel zu thun gehabt. Indeßen hatte sich der Herr Schulmeister in Wedewitz des Kindes besonders angenommen, hatte der Mutter An-

leitung gegeben, wie sie den Knaben erziehen sollte, und so war denn Gottfried noch gerettet worden. In der Folge war er zu einem Leinweber gekommen, hatte was rechtschaffnes gelernt, und trieb nun mit der Mutter seine eigne Wirthschaft.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit war da, daß die Hochzeit auf die neue Woche die ersten Tage sein sollte, und Gottfried Hormann kam zur bestimmten Zeit von Wedewitz, um die Hochzeitgäste nach Sitte und Gebrauch einzuladen. Ob es nun in andern Gegenden auch so gewöhnlich ist, daß die Hochzeitjungfern zuerst gebeten werden, kann man nicht sagen; in dieser Gegend aber war es so gebräuchlich. Da nun die eine Jungfer im Hochzeithause selbst war, so war Gottfrieds erster Gang zu Dorchen.

Zaghaft war er nicht, die Anrede, da sie nicht lang war, konnte er so auswendig, daß er sie im Traume hätte hersagen können, und in Wedewitz war er auch schon etlichemal Hochzeitbitter gewesen; folglich konnte man sich gar nicht vorstellen, daß er in der Anrede irgendwo anstossen oder gar stecken bleiben sollte, am allerwenigsten bei Dorchen, weil sie einander doch schon als

als Kinder gesehen hatten. — Was geschieht. — Gottfried kommt hin, sieht Dorchen das schöne Mädchen, die ihm freundlich die Hand reicht, ihn bewillkommt, ihn mit jungfräulicher Schamhaftigkeit ansieht, und sieh da — Gottfried kann sich auch auf den Anfang der Anrede nicht besinnen. — Es war gerade Herr Pechmann gegenwärtig, und dieser Mann sahe wohl, was bei diesen guten Leuten vorging. Er sahe, daß Dorchens Schönheit, und ihr angenehmes bescheidenes Wesen, das man ihr gleich in den Augen ansehen konnte, den guten Jüngling überrascht hatten; und im Gegentheil, daß Gottfrieds schöner männlicher Wuchs, sein freies und offnes Gesicht, und die Herzlichkeit die aus seinen Augen leuchtete, auch in Dorchens Herzen eine schnelle Veränderung gemacht hatten. — „Laßt es gut sein, Kinder, sagte er daher, ihr wißt beide, daß ihr auf die Mittwoche mit einander zur Hochzeit sein werdet. Ihr werdet euch doch mit einander vertragen? — Uebrigens glaube ich, daß die Anrede bei den andern Gästen nun desto besser gehen wird. Nicht wahr, mein lieber Hormann? Nitke hat mir schon viel Gutes von ihm erzählt, worüber ich mich sehr gefreut habe. Für jetzt wollen wir ihn aber nicht länger aufhalten; denn er wird noch verschiedene Gänge haben. Grüß' er also Braut und Bräutigam auch von mir und meiner Frau, und sie sollten sich noch auf zwei Personen einrichten;

ich und meine Frau kämen auch zur Hochzeit, wenn uns gleich der alte Nitke nicht gebeten hätte."

Durch diesen Scherz, den Herr Pechmann machte, war Gottfried wieder ins Gleis gekommen. Er ging fort, und wahr ist es, bei den übrigen Gästen stockte er nicht. Seine Anrede gefiel bei allen. Und weil man glaubte, daß es so in Wedewitz gebräuchlich sei, hielt man es nicht für was neues. Gottfried mußte sie etlichemal abschreiben, und schon bei den nächsten Hochzeiten wurde sie gebraucht.

Aber so wunderlich, wie diesmal, war es Gottfrieden noch vor keiner Hochzeit ums Herz gewesen. Er war wie schon gesagt, einigemal in Wedewitz Hochzeitbitter gewesen, hatte also auch schon manche Jungfer gebeten; aber er hatte weder bei der Anrede gestockt, noch hatte er sonst großes Verlangen getragen, mit der oder jener zusammen zu kommen. Die eine war ihm zu hoffärtig, die andere nicht reinlich genug, diese ließ sichs zu sehr merken, daß sie sich gern mit ihm einlassen möchte, und jene war zu einfältig. Wenn daher sonst die Hochzeit nicht etwas an sich hatte, was ihm gefiel, so kann man eben nicht sagen, daß er sich sehr darauf gefreut hätte. Jetzt hingegen war es ganz anders. Er wäre gern noch ein paarmal hingegangen und hätte Dorchen gebeten mit und ohne Anrede; aber das ging doch nicht

an, und so nahe auch der Hochzeittag war, so zählte er gleichwohl alle Stunden bis zur Mittwoche. Es war als wenn er schon mit ihr in die Kirche ziehen und mit ihr am Tische sitzen sollte, und doch mußte er noch warten.

Bei Dorchen war es fast eben so, nur ein wenig verändert. Es hatten sich schon so viele bei ihr gleichsam aufgedrungen, aber keiner hatte ihr recht gefallen wollen; denn sie hatte bei ihnen immer gemerkt, daß es bloß ihre Schönheit wäre, die ihnen gefiele. Sie zu einem glücklichen Weibe zu machen, dazu hatte sich keiner im rechten Ernste zeigen wollen. Von Gottfrieden konnte sie zwar noch gar nichts sagen; denn er hatte sie ja nur gegrüßt, und ihr die Hand gegeben, aber es gefiel ihr doch alles so gut an ihm. Sein freies Gesicht, seine männliche Freundlichkeit und Güte, und besonders auch der Umstand daß er sich nicht so übertrieben geputzt hatte, wie es andere Hochzeitbitter zu thun pflegen; das alles war ihr nicht entgangen. So wenig sie nun daran denken wollte, daß Gottfried noch unverheirathet wäre; so oft dachte sie doch daran und so sehr freute sie sich über die Nachricht, welche ihr Rosine und Evchen von ihm gegeben hatten. Und gleichwohl wenn sie es dachte, da traten ihr fast die Thränen in die Augen, daß sie nur ein Dienstmädchen wäre. Sie wollte vor der Hochzeit nicht wieder in Nitkens Haus gehen, weil

sie dachte, Gottfried könnte da sein, und glauben, daß sie seinetwegen hinkäme; aber es fiel ihr ein, daß sie noch etwas nothwendiges mit Evchen zu sprechen hätte, und da sie des Abends hinkam, frug sie etlichemal nach ihm, und hätte es herzlich gern gesehen, wenn er da gewesen wäre. So ging es hin und her in ihrer Seele, bis der Hochzeittag da war.

„Das nenn ich rasch;“ — wird mancher sagen, und den Kopf dazu schütteln. Und gewiß würde auch jeder recht haben, wenn Gottfried und Dorchen, bei denen allerdings durch diese einzige Zusammenkunft eine sehr große Zuneigung gegen einander entstanden war, nichts mehr gethan, sondern sich aufs Gerathewohl einander gesagt hätten, sie wären einander herzlich gut, sie liebten einander und dergleichen. Daraus kommt denn freilich nicht viel gutes. Mit ihnen aber war es ganz anders. „Du willst sie doch näher kennen lernen:“ dachte Gottfried. Und Dorchen nahm sich auch vor, sich genauer nach ihm zu erkundigen und ihn zu prüfen, was er wohl überhaupt für Gesinnungen habe. Die Liebe entsteht wohl in einem Augenblick; allein dann ist sie nicht rechter Art und von keiner Dauer, wenn die Vernunft nicht zu Rathe gezogen wird. Man muß also erst abwarten, ob die beiden Leute auch ihre Vernunft brauchen werden oder nicht.

Wie sich Rosinens Hochzeit angefangen hatte, so wurde sie auch fortgesetzt und geendigt. Im

ganzen war sie das Gegentheil von Zieberts Hochzeit; nur nicht, was die Freude betrift. Da war wohl nicht einer bei Rosinens Ehrentage, der nicht von ganzem Herzen vergnügt gewesen wäre. Wie viel anders war es aber bei Zieberts Hochzeit? Man darf ja nur bei Braut und Bräutigam anfangen. Sie saß mit Widerwillen neben ihm und dachte mit Angst und Beben in die Zukunft, und ihm war der Jubel und der wilde Lärm das Liebste, seine Braut und ihre Liebe achtete er nicht. Ihr Reichthum, der war es eigentlich, mit dem er Hochzeit machte. Sieht man überhaupt auf alle die Anstalten, so hatte man ja eigentlich nur die Absicht, sich recht sehen zu lassen, damit es heissen sollte: das war doch eine große Hochzeit. — Und wenn das schon dabei ist, da sieht es mit der Freude traurig aus. Es kommt immer aufs Herz an, ob das auf dem rechten Flecke ist, wenn der Mensch vergnügt sein soll. — So war es denn auch bei der Hochzeit, die Nitke ausrichtete, ob sie gleich nur einen Tag währte. — Vater und Mutter, o wie seelenvergnügt waren sie an diesem Tage! Die wenigen guten Freunde, die dabei waren, wie herzlich froh! denn sie wußten, daß sie nicht großer Geschenke wegen gebeten worden waren. Da gab's so viel Scherz, so viel Lust und Freude; denn jedes war an seinem rechten Orte. Vollends die jungen Leute. Evchen hatte ihren Bräutigam bei sich; und Dorchen? — ja was soll man nun thun, um nicht zu viel

oder zu wenig zu sagen? — So viel man ihr zwar an den Augen absehen konnte, so war es zuverläßig gewiß, daß sie es Nitken im Herzen dankte, daß er Gottfrieden zum Brautdiener und sie zur Hochzeitjungfer gewählt hatte.

Ehe Gottfried nach der Hochzeit wieder nach Wedewitz zurückging, so traf sichs, daß er mit Nitken im Garten war, wo er sich von ihm die Bäume zeigen ließ, die er gepfropft hatte. Sie sprachen viel mit einander über die Baumzucht; denn Nitke war ein großer Liebhaber von Bäumen, und setzte alle Jahre wo nur ein Fleckchen übrig war, junge Bäume, die er sich selbst anzog. Gottfried lernte gern was, wo er was lernen konnte, und ließ sich daher von Nitken dies und jenes sagen, was er durch Uebung, durch Versuche und überhaupt durch Erfahrungen ihm besser sagen konnte. Da sie fertig waren und wieder ins Haus zurückgehen wollten, fing Gottfried an:

„Ich hätte wohl noch etwas auf dem Herzen, Vetter.“

Nitke. Was wäre denn das Gottfried?

Gottfried. Ich habe das Mädchen, die bei ihm als Kind im Hause gewesen ist, und die jetzt als Hausmagd bei dem Pachter dient, kennen gelernt, und das Mädchen gefällt mir.

Nitke. Nicht wahr Vetter?

Gottfried. So bekannt ich auch in Webewitz und in einigen andern Dörfern bin; so muß ich doch sagen, daß mir bis jetzt keine so gefallen hat. Wär' er denn so gut und sagte mir, wie das Mädchen sonst noch ist: denn man lernt den Menschen nicht gleich ganz kennen, wenn man ihn auch etlichemal sieht; und ein Mensch der gut und schön aussieht, ist leider nicht immer auch schön im Herzen und in seinen Gesinnungen.

Nitke. Und wenn ich dir nun sagte, daß das Mädchen ihres gleichen sucht; dächtest du wohl, daß sie eine Frau für dich wäre?

Gottfried. Das kann ich sogleich nicht sagen. So etwas, was man im ganzen Leben nicht wieder ändern kann, muß wohl überlegt werden, ehe mans unternimmt.

Nitke. Da sprichst du wie ein kluger Mensch sprechen muß. Aber das sag' ich dir Vetter, wenn dir das Mädchen gefiele und du nähmst sie zum Weibe; so hätte ich eine so große Freude, als wenn eines von meinen Kindern versorgt würde.

Gottfried. Wie denn so Vetter?

Nitke. Sieh, ich denke allemal mit Freuden an die Zeit, wo sie noch bei mir im Hause war, weil sie sich immer so gut aufführte; und wie sie bei ihrem alten Vater war, und ihn pflegen und warten mußte; ei da hättest du sie sehen sollen, wie sie um ihn herum war, Tag und Nacht für ihn arbeitete, und sich keine Mühe

verdrießen ließ. Jetzt — als Hausmagd — da darfst du nur den Pachter reden hören, der wird dir am besten sagen können, wie das Mädchen so fleißig, so treu, so ordentlich und sittsam ist. — Er und sie haben sie so lieb, als ihr eignes Kind. Ja ich könnte dem gram sein, der das Mädchen zum Weibe nähme, und sie nicht so behandelte, wie sie es verdient. Und wenn du es selbst wärst; ich sage dirs offenherzig.

Gottfried. Er spricht ja, als ob es nur auf mich ankäme, das Mädchen zu nehmen. Man kann ja nicht wissen, ob sie nicht schon —

Nitke. Ich weiß was du sagen willst; aber in diesem Punkte da glaube ich, kannst du ganz ruhig sein. Dorchen ist keine von denen, die gleich bei der Hand sind; aber heute so, und morgen anders wollen; denen heute dieser und morgen ein anderer gefällt. So viel ich weiß, hat sie sich noch mit keinem eingelassen. — Und höre nur an, ich habe auch an ihr gemerkt, daß du ihr eben nicht zuwider bist. Sie ist freilich zu fein und zu klug, als daß sie sich gleich bloß geben sollte, was sie denkt und wünscht: aber ich habe doch ein paarmal gesehen, daß sie ihre Augen immer auf dich hatte. Und warum hätte sie denn auch so nach dir gefragt?

Gottfried. Hat sie das?

Nitke. Ja wohl hat sie es. Kurz und gut Gottfried, ich dächte Dorchen wäre eine Frau für dich. Sie ist reich. — Du verstehst

mich doch, wie ichs meine? Das heißt; sie hat ein weiches gelenksames Herz, ist fleißig und ordentlich, denkt nicht, daß sie alles besser weiß, sie liebt die Reinlichkeit und an dem Hause, wo sie ist, hängt sie mit ganzer Seele.

Gottfried. Ja wohl Vetter, ja wohl ist sie da reich.

Nitke. Und wie würde sie nicht erst an dem Manne hängen, den sie liebte? Das muß sich ja mit so einem Weibe leben, wie im Paradiese. — Geld hat sie freilich nicht, aber ich halte dich für zu vernünftig, als daß ich von dir glauben sollte, daß du das Geld höher halten solltest, als Arbeitsamkeit, Wirthschaftlichkeit, und ein Herz voll Liebe und Treue.

Gottfried. Und wie sieht sie nicht so hübsch aus.

Nitke. Das kommt hinzu. Schönheit ist freilich so vergänglich wie die Kirschblüthe, eh' man sichs versieht, so hat sie der Wind weggeführt; aber wenn sie da ist, so ist es gut, denn der Mensch, so lange er jung ist, will doch auch was fürs Auge haben. Nur muß es nicht leer im Herzen aussehen: sonst ist eine taube Nuß besser; denn die kann ich von aussen vergolden lassen, und wenns Gold herunter ist, wieder von neuem. Das geht aber nicht bei dem Menschen, der nichts weiter hat als Schönheit. Ist die einmal weg, was hat man dem hernach?

Gottfried. Wenn ich ihn so sprechen höre, dann thut mirs allemal leid, daß wir nicht öfterer mit einander umgegangen sind.

Nitke. Laß das sein. Desto größer ist jetzt meine Freude, daß ich von dir viel Gutes höre und sehe. Nur mußt du nicht denken, daß das genug ist. Der Mensch kann des Guten nie zu viel thun. Doch auf das Mädchen wieder zu kommen; so kannst du glauben, daß sie sich gewiß auch nach dir gar genau erkundigen wird, ehe sie dir ihre Hand verspricht.

Gottfried. Ja das soll sie. Ich selbst will ihr meine Fehler sagen, die ich an mir finde. Aber vor der Hand Vetter, wenns möglich wäre, so wollte ich doch gern wissen, ob sie mich lieben, und als mein Weib mich lieben könnte.

Nitke. Das sollst du von mir erfahren; denn ich rede mit ihr so offenherzig als ich mit dir rede.

Sie gingen nun ins Haus, und Gottfried machte sich auf den Weg nach Wedewitz. Doch eh' er Brachwitz verließ, ging er noch einmal zu Dorchen, drückte ihr beim Abschiede die Hand stärker, als er es bis jetzt gethan hatte, und das Mädchen sah' ihm mit Herzklopfen nach.

Sechstes Kapitel.

Bis an die hohe Linde, welche auf den Feldern von Brachwitz steht, war er in Gedanken im hohlen Wege vor sich hingegangen. Er dachte über die große Veränderung nach, die mit seinem Herzen in den paar Tagen vorgegangen war; wie er auf dem Herwege so gleichgültig in dies Dorf gegangen wäre; und wie dies jetzt so ganz anders sei, da er es wieder verlassen mußte. — Es war als wenn Dorchen auf beiden Seiten mit ihm ginge, so lebhaft dachte er an sie. Einigemal drehte er sich dann um; aber er konnte vom Dorfe nichts sehen, weil der Weg immer in der Tiefe fortging bis zur hohen Linde. —

Hier lehnte er sich an den Baum, und sahe zurück. Da lag Brachwitz ganz vor ihm, aber seine Augen flogen über alles hinweg und suchten nur das Haus, wo Dorchen lebte. O wie war ihm da jeder Baum so lieb, der in der Nähe dieses Hauses stand! Wie beneidete er das Taubenhaus, das dort im Hofe auf der Säule stand und die Tauben, die ab- und zuflogen. „Die können sie doch oft sehen;" sagte er zu sich selbst. — — Horch!

„Ach Ephraim, so seh' ich dich denn einmal wieder in meinem Elende?" — Diese

Worte hörte Gottfried jetzt ziemlich laut hinter der Hecke, welche links am Wege neben der Linde war. Der Fußsteig ging durch und so konnte er vermuthen, daß jemand auf demselben hergekommen wäre, den er nicht gesehen hätte. Daß es ein Frauenzimmer war, hörte er an der Stimme. Er ging daher im Fahrwege ein paar Schritte hin, und blieb an der Hecke stehen; denn die Worte waren ihm aufgefallen.

„Nur auf ein paar Minuten, sagte sie wieder, will ich mein Herz vor dir ausschütten; ich habe ja sonst niemanden auf der Welt, dem ich mein Leid klagen könnte.“

Hierauf hörte er eine männliche Stimme erwiedern:

Denke aber nur Christiane, wenn uns jemand hier beisammen sähe; wenn vielleicht gar dein Mann dazu käme?

Sie. Ach Gott, Gott! — Ephraim, (sagte sie mit Thränen) so willst auch du mich nicht mehr hören? Mich, die ich dich so geliebt habe?

Er. Wie kannst du so reden? Du siehst ja selbst ein, daß du dir den größten Verdruß zuziehst, wenn man dich bei mir sieht.

Sie. Dann weiß ich, daß ich ihn um deinetwillen leide, und da wird er mir nicht schwer zu tragen. Komm nur auf einen Augenblick hier an die Hecke wo der Weg durchgeht, da können wir sehen, wer von der und von jener Seite kommt.

(Gottfried hörte, daß sie noch ein paar Schritte durchs Krautfeld ging, und daß sie beide in die Hecke traten, wo sie stehen blieben. Ihm waren sie dadurch näher gekommen, ohne daß sie ihn sehen konnten; denn die Hecke war sehr dicht verwachsen.)

Sie. Kannst du dirs wohl vorstellen Ephraim, wie mirs gegangen ist, und wie mirs noch geht!

Er. Man hört ja sein Wunder.

Sie. Mit Thränen steh' ich auf und mit Thränen leg' ich mich nieder. Den ganzen Tag nichts wie anfahren. Da ist dies nicht recht, jenes nicht recht; und wenn ich ihn frage, wie ers haben will, so ist es zehnmal ärger. Dann spricht er, daß ich nichts von der Wirthschaft verstünde, es müßte mir alles erst gesagt werden und nun schimpft und flucht er, daß sich der Himmel aufthun möchte

Er. Man redt ja gar, daß er dich schlüge.

Sie. Das ist nichts seltenes. Und doch Ephraim, doch wollt' ichs gern ertragen, wollt' es ihm gern vergeben; wenn er nur einmal ein vernünftiges Wort mit sich reden ließe, oder mir einen einzigen freundlichen Blick gäbe. Da sieh, hier kannst du noch die blauen Flecke sehen, wie er mich erst gestern behandelt hat.

Er. Christiane, ich bitte dich, hör' auf!

Sie. Und wenn ich nun so denke, wie das noch werden soll; dann stehn mir die Haare zu

Berge. Alles geht zu Grunde; denn an die Wirthschaft denkt er nicht. Der Knecht und die Magd mögen machen und thun was sie wollen. Ich darf ihnen nichts sagen, weil er ihnen nichts sagt. Und wenn dies nur noch wäre, aber so hält ers mit der Magd; wenn ich nun über dies oder jenes ein Wort verliere, so tritt sie auf gegen mich, und ich muß schweigen, daß nicht das Uebel ärger wird, als zuvor. Was hat er ihr nicht schon alles gekauft; und sie ist so unverschämt, daß sie gar kein Geheimniß daraus macht.

Er. Schweigen denn aber seine Eltern zu allem stille?

Sie. Ach denen wollte ich nicht rathen, daß sie was sagten. Ich bin Herr im Hause, spricht er; ihr habt nichts mehr drein zu reden. Freilich sehn sie es nun wohl ein, was sie an ihm erzogen haben; denn schon die erste Woche, da sie ihm das Gut übergeben hatten und ins Ausgedüngehaus gezogen waren, da gings an, und so hat es fort gewährt, bis jetzt. Was ist nicht schon für Streit gewesen, weil er ihnen den Auszug an Kraut, Rüben, Erdbirnen und dergleichen nicht geben will! Ich könnte freilich nun auf ihre Seite treten, denn sie kommen manchmal und wollen mit mir von seiner Aufführung reden; aber ich sage nichts dazu, weil die Magd auf alles Achtung giebt und ihm zuträgt, und er ohnedem alles auf mich schiebt, wenn was vorgefallen ist.

Er. Das ist recht Christiane. Sei du so behutsam und vorsichtig als du kannst. Du kommst weit besser durch, als wenn du dich in Zank und Streit mit ihm einlassen wolltest. Vielleicht ist er noch dadurch zu bessern.

Sie. Wie wollt' ich Gott auf meinen Knieen danken. Aber kann ich das wohl von einem Manne hoffen, der alle Tage, die Gott werden läßt, spielt und säuft? Solche Laster nehmen ja bei den Menschen immer mehr zu. Nicht einen Tag kommt er nüchtern nach Hause. Muß ich nicht immer in Angst und Sorgen leben, daß er ein Unglück anrichtet, oder selbst in der Trunkenheit sich in ein Unglück stürzt? — Ach und das Spielen! — Der liebe Gott hatte das Getraide so gesegnet, der Waitzen stand wie ein Wald, daß man ein Wagenrad hätte daran lehnen können; und kannst du dir vorstellen, von dem Waitzen ist nicht eine Garbe in die Scheune gekommen! Auf dem Felde gleich hat er ihn verkauft, weil er so viele Schulden gehabt hat. Und damit sind sie noch nicht getilgt; eh' ich mirs versehe, so höre ich da und dort, von 25 von 50 von 100 Thaler Schulden. Will ich nur die zusammenrechnen, die ich weiß; so kommt schon so viel heraus, daß das Gut über die Hälfte verschuldet ist; denn es waren schon einige Schulden darauf, als er es vom Vater übernahm. Um Gotteswillen, wie soll das werden; da ich noch nicht ein Jahr mit ihm verheirathet bin?

Er. Ich habe mirs gleich vorgestellt, daß er übel wirthschaften würde, aber so gar arg, hatt' ich doch nicht gedacht. Darum sagte ich dir auch vor der Hochzeit, nimm das deinige so viel wie möglich zu Rathe.

Sie. Ja wohl ist es ein Glück, daß ich meine Eltern dahin brachte, ihm nicht mein Gut, was mir doch nach ihrem Tode von Gott und rechtswegen gehört, auch zu verschreiben, sondern daß sie es vor der Hand noch selbst bewirthschaften. Das muß ich aber auch bei jedem Schritte von ihm hören. Ich äße sein Brod, spricht er; denn die Hundert Thaler, die ich mitgebracht hätte, wären nicht auf einen hohlen Zahn zu legen.

Er. Und deine Eltern, was sagen denn die dazu?

Sie. Lieber Gott, die gehen herum, wie vor den Kopf geschlagen. Ich erzähle ihnen nichts; denn sie hören und sehen ohnedem genug. Sie dürfen mich ja nur ansehen, denn ich sehe mir gar nicht mehr ähnlich. Trösten muß ich sie, wenn ich hinkomme, und muß immer thun, als wenns nicht so arg wäre. Aber wie wird mirs sauer; da ich selbst keinen Trost in der Welt habe! — (Hier konnte sie vor Thränen nicht weiter reden.)

Er. Verzage nur nicht Christiane. Unverhoft kommt oft. Man weiß doch nicht, wie sichs zu deinem Besten drehen kann.

Sie. Da seh' ich keine Möglichkeit vor mir.

Er. Stünd' es in meiner Macht; wie gern wollte ichs thun, und dir helfen. Aber du weißt, ich bin arm; und was hilft dirs, wenn ich dir sage, daß mirs Herz immer von neuem bricht, wenn ich wieder eine Schreckenspost von dir höre.

Sie. Ach Ephraim, da weißt du nicht, wie dem zu Muthe ist, der seine Leiden einem andern erzählen kann, der es redlich und gut meint. Ich hab' es wohl gesehen, daß du dahin nicht kamst, wo du denken konntest, daß ich wäre, weil du mir keinen Verdruß machen wolltest. Aber wie ich hier im Kraute dich auf dem Wege herkommen sah, da wars gleich, als wenn mir ein großer Stein vom Herzen fiele. Und jetzt ist mir so wohl, da ich seh, daß du noch so bist, wie du warst. Nun will ich meine Krautblätter mit Freuden zusammennehmen, und in mein Joch zurückgehen. Nur noch eins mußt du mir versprechen Ephraim; nicht wahr du thust es?

Er. Sage mir nur erst was?

Sie. Setz dich doch in der Kirche wieder in deinen alten Stand, dahin wo der Mönch ausgehauen ist; da kann ich dich doch manchmal sehen.

Das arme Weib fiel nun noch auf einige Augenblicke an Ephraims Brust und weinte, und unter Thränen gingen er und sie von einander. Viel fehlte nicht, daß Gottfried mit ihnen geweint hätte. Denn solche Nachrichten — so vom Herzen herunter gesagt, hatte er noch von keinem Weibe gehört. Er war immer Willens, dem

Manne nachzugehen, der jetzt bei der Linde vorbei nach dem Dorfe zu ging; aber sein Weg war weit, es wartete viel Arbeit auf ihn, und seine Mutter war ganz allein zu Hause. Daß er gern mehr gehört hätte, wie die ganze Sache eigentlich beschaffen sei, und wer die beiden Leute gewesen wären, ist ihm nicht zu verdenken. Indeßen konnte er doch so viel merken, daß es ein unglücklich verheirathetes Weib war, die unvermuthet ihren alten Liebsten kommen sah, auf ihn zueilte und ihre Noth ihm klagte. — Er nahm sich daraus gar viel zur Lehre; wie thöricht es ist, sich ohne Liebe bloß des Reichthums wegen zu verheirathen, und wie sündlich von allen den Eltern, die ihre Kinder zu einer Heirath zwingen.

Daß aber diejenigen, welche das Vorhergehende gelesen haben, und einen gewissen Ziebert kennen, nicht wissen sollten, wer die beiden Leute waren, die sich Ephraim und Christiane nannten, läßt sich schwerlich denken. Ja wohl war es das arme unglückliche Weib, das jenem rohen und ungesitteten Menschen in die Arme geworfen wurde, oder besser gesagt, in die Ketten und Bande desselben. Ja wohl war dieser Ephraim der verlaßne Jüngling, der viel tausend Thränen schon um seine Christiane geweint hatte; nicht sowohl deswegen, daß sie die seinige nicht hatte werden können, als vielmehr wegen der grausamen Behandlung, die das arme Weib erfahren

mußte. Er wußte es am besten, wie schwer es seinem Herzen wurde, sie überall zu vermeiden, sie nicht mehr zu sehen und zu sprechen: aber theils aus Rechtschaffenheit, theils aus Liebe zu ihr überwand er sich. Er wußte, daß ihr Loos weit ärger würde, wenn er Ziebertén Gelegenheit gäbe, auf ihn einen Verdacht zu werfen, und dann dachte er auch, daß Christiane ihr Elend nur noch mehr fühlen würde, wenn sie sähe, daß er sie in seinem Herzen immer noch so liebte wie sonst. Und handelte er nicht ganz vernünftig? Er würde gewiß auch jetzt einen Umweg gemacht haben, und würde nicht auf sie zugegangen sein; wenn er sie von weiten hinter den Sträuchern gesehen hätte. War ihr Herz nicht so gar voll; so hätte sie es ihm gewiß angesehen, wie er sich um sie grämte; das wäre aber geschehen, wenn er öfterer mit ihr zusammengekommen wäre. Mit einem Wort, er sahe ein, daß es für ihn und für sie schädliche Folgen gehabt hätte. Ihre Leiden wären vergrößert worden, und ihre Tugend wäre ebenfalls in Gefahr gekommen; denn auch der tugendhafteste Mensch bleibt doch immer Mensch, und muß die Gelegenheiten vermeiden, wo er in Versuchung kommen kann, Tugend und Rechtschaffenheit zu verlieren.

Was aber den Zusammenhang der ganzen Sache betrift, so ist es um deswillen gut, ihn genauer zu betrachten; weil dabei sehr viele in ihren Bu-

sen greifen, und sich fragen können: Wolltest du es mit deinen Kindern wohl auch so machen? Wolltest du sie auch so erziehen, wie Zieberts Eltern ihn erzogen hatten? Oder sie zu einer Heirath zwingen, wie Christianens Eltern sie zwangen?

Sie hatte ganz recht, daß ihre Eltern wie vor den Kopf geschlagen herumgingen. Sie hatten größtentheils aus Geitz und nebenher auch aus einem gewissen Stolze Zieberts Bewerbung angenommen. Jetzt sahen sie sich nun schrecklich gedemüthigt. Denn es war ganz augenscheinlich, daß Ziebert sein Gut in kurzer Zeit verschulden würde. Was hatten sie dann? Sollten sie ihm ihr Gut auch zum durchbringen geben, das einmal ihre einzige Tochter erbte? Es war wohl gut, daß sie es jetzt noch hatten und es selbst bewirthschafteten: aber wie sollte es künftig werden? denn sie wurden ja mit jedem Tage älter und schwächer. Und obendrein mußten sie sich vorstellen, daß sie ihre Tochter über kurz oder lang, vielleicht mit einem Häufchen Kinder, wieder zu sich nehmen müßten. Ach Gott, wer wollte sich wohl wünschen, an ihrer Stelle zu sein! Denn die natürliche Liebe zu ihrer Tochter, die schon jetzt so gemißhandelt wurde, kam doch auch hinzu. Sie sahen wie sie blaß und elend aussahe, wie sie sich von dem Wütherich mußte schlagen lassen, und wie sie beständig in Angst und Schrecken leben mußte.

Von der Schande und den Nachrichten, mit denen sich nun die Leute überall von ihnen herumtrugen, will man gar nicht reden. „Ei, hieß es unter andern, sie konnten ja eine so große und freudenvolle Hochzeit ausrichten: warum können sie denn jetzt kein freudenvolles Leben veranstalten?“ — Und wem konnten sie wohl anders Vorwürfe machen, als sich selbst?

Mit Zieberts Eltern sah es eben so schlimm aus. Sie konnten zwar nicht sagen, daß sie ihren Sohn gezwungen hätten, Lehmanns Tochter zu heirathen, weil diesem Menschen alles fehlte, was zu einem guten Herzen gehört, das Liebe zu einem Weibe haben kann. Ihm war es ganz einerlei, ob er diese oder jene heirathete; denn er wollte weiter nichts, als seine Wollust befriedigen und durch seine Frau noch mehr erhalten, was er durchbringen könnte. — Aber was mußten sie sich nicht darin vorwerfen, daß sie ihrem Sohne zu viel Freiheit von Jugend auf gelassen hatten? Sie sahen es wohl jetzt noch nicht so deutlich ein, daß sie die Ursache davon wären, da sie sich selbst bisher für gar kluge Leute gehalten hatten, besonders sie die Mutter, die sich im ganzen Dorfe für die klügste Frau ansahe; aber lieber Gott, sie erlebten doch jetzt schon die Früchte von ihren vernachläßigten Pflichten, und mußten hie und da von andern die Wahrheit hören, die gerade ihnen gallebitter sein mußte, weil sie so viel Eigendünkel besassen.

Wie mußte es ihrem Herzen nicht weh thun, daß sie gezwungen waren, sich jetzt mit ihrem eignen Herzenssöhnchen zu zanken, der ihnen das nicht geben wollte, was ausgemacht worden war? Und wie mußte ihnen zu Muthe sein, wenn sie nachdachten, wie es wohl in einigen Jahren um sie und ihren Sohn stehen würde? Wenn ihre Affenliebe auch bisher noch größer gewesen wäre, so mußten ihnen doch wenigstens darüber die Augen aufgehen, daß sie erkannten, ihr Sohn sei jetzt nicht gut.

Darin aber handelte die arme unglückliche Christiane sehr klug und vernünftig, daß sie statt Zank und Streit, Güte und Geduld bei ihren Leiden bewies: denn ein Mensch wie Ziebert, läßt sich schwer auf andere Art bessern und ändern, als wenn man seinen Lastern Tugenden entgegensetzt. Besonders aber war es lobenswerth von ihr, daß sie weder bei seinen noch bei ihren Eltern sich über ihn beschwerte, oder sie noch gehässiger gegen ihn zu machen suchte. Sie hätte dadurch die Sache nur noch verschlimmert, und unter der Hand hätte sie sich vielleicht selbst Zank- und Streitsucht, zum Schaden ihres eignen Herzens, angewöhnt. Freilich was den Punkt, nämlich die Liebe zu Ephraim betrift, so hätte sie es wohl gern gesehn, wenn er öfterer sie aufgesucht und mit ihr umgegangen wäre: aber hier ist sie zu entschuldigen, denn in ihren Umständen mußte ihr

Ephraim immer noch theurer werden, da ihre Liebe zu ihm schon vorher groß und herzlich gewesen war. Indeß entging sie auch hier der Gefahr, weil Ephraim, so sehr er sie liebte, ihre Liebe nicht misbrauchte und ihr keine Gelegenheit gab, durch ihn in Schwachheiten und Vergehungen zu fallen.

Wer aber wissen will, wie es noch mit Ziebert en wurde, und wohin es am Ende mit ihm und den übrigen kam; der lese nur weiter, und denke sich dann sein Bestes.

Siebentes Kapitel.

Gottfried konnte einen großen Theil seines Weges den Vorfall nicht vergessen. Indessen war doch das Andenken an Dorchen zu lebhaft, als daß er nicht mit seinen Gedanken wieder auf sie gekommen wäre. Das war denn auch ganz natürlich. Wenn er nämlich an das unglückliche Weib dachte, das von ihren Eltern gezwungen worden war, sich mit einem andern ehelich zu verbinden, und dachte dann zugleich an Dorchen, so mußte ihm ums Herz wohl sein. Dorchen konnte ja ganz frei nach ihrem Sinne wählen, sie hing weder von eigensinnigen Eltern, noch von Reichthümern ab, und Nitke, der jetzt in Anse-

hung des guten Raths, bei ihr Vaterstelle vertrat, hatte sie ihm ja selbst so sehr empfohlen und sogar gewünscht, daß er sie zur Frau nehmen möchte. Was ihn selbst betraf, so kannte er seine Mutter als eine Frau, die vernünftige Vorstellungen annähme, und von ihm überzeugt wäre, daß er nicht bloß auf Schönheit sähe; sondern auch auf Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit und Tugend. Das wußte er zwar wohl, daß sie einigemal ihm zu verstehen gegeben hatte, es wäre doch wohl gut, wenn er eine Frau fände, die etwas im Vermögen hätte; allein durch Vorstellungen und durch die Erzählung dessen, was er von Dorchen gehört hatte, glaubte er sie auch hierin auf andere Gedanken zu bringen. Und so kam er nach Hause.

Ihm war die Zeit in Brachwitz, wie sich dies wohl leicht versteht, nicht lang geworden; aber seine Mutter war anderer Meinung, und kam ihm gleich mit den Worten entgegen: „Du bleibst recht lange, mein Sohn. Löbisch hat schon zweimal hergeschickt, und hat fragen lassen, ob seine Leinwand noch nicht fertig wäre.“ — Er gab ihr freilich recht; aber sein Herz meinte, daß das leider nur ein paar Augenblicke gewesen wären, die er in Brachwitz zugebracht hätte. — Muthig ging er sogleich wieder an seinen Weberstuhl; aber in Gedanken war er immer noch in Brachwitz, und zuweilen, wenn ein Faden riß, so war es, als wenn er keinen Knoten zu machen wüßte. In der

einen Hand hielt er dies, in der andern jenes Ende, und da sah' er zwischen durch, daß der, der ihm zugesehen hätte, geglaubt haben würde, er wüßte mit den Enden nichts anzufangen. Aber entweder war ihm dann so, als säh er Dorchen leibhaftig vor sich stehn, oder er sann der Art und Weise nach, wie und wenn er seiner Mutter die gemachte Bekanntschaft mittheilen wollte. Aus dieser letzten Verlegenheit aber half ihm die Mutter selbst.

Es konnte nicht anders kommen, als daß sie ihn etlichemal überraschte, wenn er so stumm vor sich hin sahe. Anfänglich glaubte sie, er wäre vielleicht müde, oder es fehlte ihm sonst was. Um ihn also zu ermuntern, frug sie ihn; ob er ihr denn nichts neues von der Hochzeit erzählen wollte? Er that es dann wohl, erzählte ihr dies und jenes, hörte aber oft mitten in der Erzählung auf, und saß wieder in Gedanken da. Ihr mußte das nothwendig auffallen, weil sie an ihm gewohnt war, daß er in einem fort arbeitete und sich nicht gern stören ließ, zumal wenn die Arbeit bald fertig sein sollte. „Gottfried, fing sie endlich an, es muß dir wohl was fehlen, denn du bist ja so in Gedanken, und die Arbeit will dir auch nicht recht von der Hand gehen. Ist dir etwa in Brachwitz was begegnet, was dir unangenehm ist?"

„Unangenehm?" erwiederte er darauf. Nein Mutter, noch nie in meinem Leben hab' ich solche

glückliche Tage genossen, als jetzt in Brachwitz." — Und siehe da. Nun fing Gottfried an mit einem solchen Feuer zu erzählen, daß die Mutter nicht wußte, wo er alle die Worte hernähme. Ohne weiter nachzudenken, ob es jetzt die rechte Zeit wäre, mit ihr von Dorchen zu reden, brach er in solche Lobeserhebungen von diesem Mädchen aus, daß das gute Weib etlichemal die Spulen vor Verwunderung fallen ließ, die sie für ihn machte. Denn alles das Schöne, was bis jetzt von Dorchen gesagt worden ist, kann man nicht die Hälfte von dem nennen, was er von ihr zu rühmen wußte. Er wußte gar kein Ende zu finden, und die Mutter sagte zuletzt zu ihm: „trinke nur einmal Gottfried, der Hals wird dir ja ganz trocken." — Es war ihr freilich nicht ganz recht, daß Dorchen ihrem Sohne gar nichts mitbringen könnte; aber sie war doch auch nicht abgeneigt, ihren Willen darein zu geben, wenn sich das alles so verhielte, wie er es von dem Mädchen erzählt hatte. — Sie sprachen beide noch vieles hin und her, bis sie spät am Abend zu Bette gingen.

Mit Dorchen war es in Ansehung der Erinnerung an die verflossenen Tage der nämliche Fall, nur darin waren ihre Gedanken verschieden, wenn sie in die Zukunft sah. Es war ihr so herzlich lieb, daß sie Gottfrieden gesehen und kennen gelernt hatte; unzähligemal dachte sie des

Tages an ihn, und wußte noch genau alle die Stellen anzugeben, wo er gestanden, was er gesagt und gethan hatte. Aber sie war im Stande, wenn sie mitten in solchen Gedanken war, auf einmal zu weinen, daß ihr die hellen Thränen über die Backen liefen. Immer kam ihr der Gedanke in den Sinn, daß sie viel zu arm wäre, und daß nach ihr kein Mann fragen würde, weil sie heut zu Tage alle nach Reichthum gingen.

Das alles entging Herrn Pechmann nicht. Indessen hielt er es für rathsam Beobachtungen anzustellen, ob Dorchen in einiger Zeit noch eben die Merkmahle der Zuneigung und Liebe von sich geben würde, als jetzt, und ob auf der andern Seite auch Gottfried zeigen würde, daß er wahre Liebe zu dem Mädchen hätte. Er war ein erfahrner Mann und wußte, daß bei jungen Leuten oft ein Gedanke oder ein Wunsch entsteht, die möchtest du zur Frau haben, — und umgekehrt, den möchtest du zum Manne haben: daß aber solche Gedanken und Wünsche wieder verschwinden, sobald sie einander nicht mehr sehen und von einander getrennt sind. Freilich verlohr er an ihr viel, wenn sie heirathen sollte, das wußte er; aber darin dachte er zu rechtschaffen, daß er seines eigenen Vortheils wegen, die Sache zu hintertreiben gesucht hätte. Nur wünschte er, daß Dorchen keinen Mann bekäme, mit dem sie unglücklich lebte.

Indessen sah' er nach einiger Zeit nur zu deutlich, daß sich ihre Gesinnungen nicht geändert hatten. Unter andern war einer unter seinen Knechten, der auch Gottfried hieß; da mußte er denn oft bei sich selbst über das Mädchen lachen, wenn er ihn in Wirthschaftssachen bei seinem Namen rief. Sie fuhr dabei gewöhnlich auf, wie einer, der plötzlich das Wetter leuchten sieht; und das war doch wohl Beweis genug, daß sie ihren Gottfried immer im Herzen hatte?

Er nahm sich daher vor, bei der nächsten Gelegenheit mit Nitken zu reden, und ihn zu fragen, ob Gottfried nichts wieder hätte von sich hören lassen: und diesen Vorsatz führte er den nächsten Sonntag aus. Nitke konnte ihm aber nichts weiter sagen, als was ihm Gottfried letzthin nach der Hochzeit im Garten gesagt hatte. Doch — wie sie so am besten mit einander reden; wer kommt? Gottfried.

Sie wunderten sich beide über seine schnelle Erscheinung und noch mehr darüber, daß Dorchen bald nach ihm, zwar schüchtern, aber mit der augenscheinlichsten Freude im Herzen auch hereinkam, ohne ihn zu bewillkommnen. Man wunderte sich darüber; aber das Räthsel löste sich auf. Dorchen hatte von der Frau Pachtern die Erlaubniß erhalten, Evchen zu besuchen, weil sie jetzt allein wäre. Sie waren dann, auf Dorchens Vorschlag, den Weg nach der hohen Linde mit einander sachte hinausgegangen, weil Dorchen

dieser Weg jetzt gar zu sehr gefiel; bei der hohen Linde hatten sie sich ein wenig an der Hecke niedergesetzt, und mit einemmal war Gottfried durch die Hecke auf dem Fußsteige hergekommen. Da war nun wohl der Willkommen schon so herzlich gewesen, daß sie nicht nöthig hatten, ihn jetzt zu wiederholen.

Pechmann und Nitke sahen wohl, daß ihre Herzen völlig einverstanden waren, doch ließen sie es darauf ankommen, ob Gottfried sich zuvor noch deutlicher erklären möchte. Dies geschah sobald sie allein, und die Mädchen aus der Stube gegangen waren. Er gestand ihnen, daß er die Sache mit seiner Mutter reiflich überlegt und sich entschloßen habe, ihnen seinen Vorsatz, um Dorchen anzuhalten, heute vorzulegen. Er hoffte von ihnen, daß sie ihm nichts einwenden würden, so wie von Dorchen, daß sie sein Herz nicht von sich weisen würde; denn von ihr verlangte er weiter nichts, als Liebe und Treue, und daß sie in der Zukunft mit ihm einmüthig wäre, das Leben bei redlichem Fleiß und Arbeitsamkeit fortzusetzen.

Nitke fiel ihm vor Freuden um den Hals und sagte: „Du hast meinen Segen Gottfried! Euch wirds wohlgehen, das seh' ich, wenn ihr bei solchen Gesinnungen bleibt." — Pechmann aber meinte im Scherz; er möchte wohl böse auf ihn sein, daß er ihm das Mädchen schon wieder aus seinem Hause wegholen wollte, da er sie so gut brauchen könnte, und überdies müßte man

nun erst sehen, ob Dorchen auch Lust hätte, seine Hand anzunehmen. „Das wollen wir bald erfahren;“ — fiel ihm Nitke ins Wort und lief fort, um Dorchen aus dem Garten herein zu holen. Sie kam, blutroth im Gesicht; denn ihr Herz mußte es ihr schon bei der hohen Linde gesagt haben, warum Gottfried nach Brachwitz käme.

Nitke nahm sogleich das Wort. „Kannst du dir wohl vorstellen Dorchen, sagte er, warum Gottfried heute zu uns gekommen ist? Daß er Bräutigam ist, das hat er uns sagen wollen. Hättest du es wohl gedacht, daß er dergleichen Dinge vorhätte, da er hier zur Hochzeit war?“ — Das gute Mädchen wußte gar nicht, wo sie ihr Gesicht verbergen, und ob sie die Worte für Scherz oder Ernst halten sollte. „Und nun rath' einmal, was er sich für ein Mädchen ausgesucht hat? — Ich will dirs nur sagen, daß du nicht erst lange herumdenken darfst: doch nein, du kannst es selbst sagen Gottfried; aber kurz und deutlich.“

Gottfried ergriff ihre Hand und sagte: Dorchen heißt das Mädchen, die ich mir gewählt habe, und Gott gebe, daß auch ihr Herz mich wählt. — Ja dir, dir selbst trag' ich mein Herz an! — „Unbeschreiblich sind die Augenblicke, die nun darauf folgten, denn das gute Mädchen fiel an Gottfrieds Brust und weinte die innigsten Thränen der Freude und Rührung. Sie gestand ihm offenherzig ihre Liebe, und gewiß war jetzt kei-

ner auf der Welt glücklicher, als sie beide es waren. — „Dies sei denn auch zugleich unsere Verlobung, sagte Gottfried darauf, als Dorchen und die Mutter Nitken in die Stube gekommen waren. Denn unsere Hochzeit wollen wir aufs künftige Frühjahr machen; damit der Herr Pachter mir nicht vorwerfen darf, daß ich dich unterm Jahre aus seinem Hause genommen hätte.“

So wechselten noch ihre frohen Gespräche eine Weile miteinander ab, bis Gottfried, da es Mondschein war, seinen Rückweg wieder antrat. Jetzt begleitete ihn Dorchen als Braut bis zur hohen Linde, und weiter noch als bis zur hohen Linde; denn ach — sie wußte sich gar nicht wieder von ihrem geliebten Gottfried zu trennen.

Es fiel zwar den nächsten Winter viel Schnee, und der Wind verwehte gewöhnlich die Bahn, welche die Leute machten; aber demungeachtet sah man immer die Fußtapfen von Gottfrieden, wenn er sein Dorchen in Brachwitz besuchte. Auch sie war einigemal in Wedewitz und gefiel seiner Mutter ausnehmend.

Achtes Kapitel.

Kein Winter, ja gewiß kein Winter war Gottfrieden so angenehm vergangen als dieser. Jetzt da der Frühling kam, da in der Natur wieder alles lebendig wurde, und Schnee und Eis in den Bergen und Thälern schmolz, jetzt sollten nun noch glücklichere Tage erscheinen, auf welche sich Gott-

fried und Dorchen von ganzem Herzen freuten. Ihre Hochzeit sollte ja nun sein, und mit ihr sollte sich ihr glückliches Leben anfangen, wo sie ungetrennt bis an ihren Tod in Lieb' und Einigkeit einen Tag wie den andern zubringen wollten. — Kann man es ihnen wohl verdenken, daß sie beide Tage und Stunden zählten? O wer es so gewiß vorhersagen kann, wie sie beide, daß man eine glückliche Ehe führen wird; wer so wie sie sich nicht vorwerfen darf, daß man aus Ehrgeitz oder aus Begierde sich zu bereichern und ein großes Leben zu führen, die Braut und den Bräutigam gewählt hat; der kann sich mit Recht auf die Ehe freuen. Sie wußten ja beide von sich, daß ihre Neigungen und Wünsche einander gleich waren, und daß die Eigenschaften ihres Herzens nur darauf hinausliefen, einander bei Arbeitsamkeit und Fleiß glücklich zu machen. O wohl allen denen Menschen, welche auf solche Art sich mit einander ehelich verbinden!

Nun aber: — wo soll denn die Hochzeit sein? Das Mädchen hat ja als eine arme Waise keine Heimath? Im alten Hirtenhause ging es wohl an, das stand wenigstens seit Webers Tode ganz leer; aber da hätte der Wind die Musik dazu gemacht, der zu allen Ritzen und Löchern hereinpfiff. Und wenn einmal Hochzeit sein soll, so will man doch auch was zu essen haben; wenns weiter nichts wäre, als eine Suppe und einen Kümmelkuchen? — Freilich wars in der hiesigen Gegend auch so, wie in vielen andern, daß näm=

lich die Hochzeit bei der Braut ist, und Dorchen wäre allerdings genöthigt gewesen, mit ihrem Gottfried ganz allein in die Kirche zu gehen, und aus der Kirche geradezu über die Felder weg nach Wedewitz; wenn nicht ihre Sittsamkeit und überhaupt ihre gute Aufführung sie auch hierin unterstützt hätten. Nitke war der erste, welcher die Hochzeit des guten Mädchens veranstalten wollte, obgleich die Hochzeit seiner jüngsten Tochter auch nach Pfingsten festgesetzt war. In der Meinung, daß niemand ihm hierin widersprechen würde, sprach er mit dem Pachter darüber und lud ihn im voraus schon dazu ein; aber gerade dieser widersprach ihm. „Ich lasse mir die Freude nicht nehmen, dem Mädchen die Hochzeit auszurichten. Sie ist zwar nur ein Jahr bei mir in Diensten gewesen; aber schon dies eine Jahr hat sie mir lieb und werth gemacht. Ich rechne nicht darauf, ob jemand lange bei mir gewesen ist, sondern — wie er die Zeit angewendet hat. Kurz, ich habe in der Pachterwohnung die große Stube leer, da soll Dorchens Hochzeit sein.“

Dies war seine Antwort, und obgleich Nitke wieder Gründe vorbrachte, daß er mehr Recht hätte, auf seinem Willen zu bestehen; so mußte er endlich doch nachgeben, und die Veranstaltung der Hochzeit Herrn Pechmann überlassen.

Wie aber überhaupt dieser glückliche Tag gefeiert wurde, läßt sich schon aus den Grundsätzen sehen, welche der Bräutigam und die Braut sowohl, als Herr Pechmann und Nitke hatten.

Es ist wahr, daß Herr Pechmann es an nichts fehlen ließ, um die Hochzeitgäste, die aus einigen guten Freunden und aus den Verwandten des Bräutigams bestanden, recht gut zu bewirthen, und daß Dorchens Hochzeit so ansehnlich war, als irgend eines angesessenen Mannes im Dorfe, der seiner Tochter Hochzeit ausrichtete: allein eine solche wahre Freude, wie Gottfried und Dorchen und wie überhaupt alle Gäste mit ihnen genossen, läßt sich nicht nach der Menge der Gerichte, der Braten und Kuchen abmessen. Auch mit ihr ging ein großer Haufen Volks in die Kirche zu ihrer Trauung, obgleich mehr aus Neugierde, die arme Weber-Dorchen zu sehen, als in der Hoffnung, den prächtigen Aufzug zu sehen, den sie mit den Hochzeitgästen machen würde. Indessen mußten sie doch alle gestehen, daß Gottfried und Dorchen ein recht schönes Paar wären, daß sie gar nicht kostbar angezogen gewesen wäre, daß ihr aber alles recht gut gestanden hätte. Lange Zeit hätten sie keine so hübsche Braut und keinen so schönen Bräutigam gesehen. Unter andern hatten sie alle bemerkt, daß sie recht vergnügt zum Altar gegangen wäre.

Einige von den Hochzeitgästen hatten Lust, nach der Mahlzeit zu tanzen, und wollten daher, daß die Musik in die Schenke gehen sollte. Sie sagten es Herrn Pechmann und man höre einmal, was sie jetzt erfuhren.

„Ich habe, sagte er, schon solche Anstalten getroffen, daß es auch daran nicht fehlen soll.

Wir räumen die Tische geschwind hinaus, und so haben wir einen bessern Tanzplatz, als in der Schenke. Wenn aber auch das nicht wäre, und wir in die Schenke gehen wollten, so glaube ich doch nicht, daß wir vergnügt sein würden, am allerwenigsten unsre Jungfer Braut. Es ist diesen Nachmittag eine Geschichte vorgefallen, die ich anfänglich den Gästen nicht wollte wissen lassen. Da ich aber länger darüber nachgedacht und gefunden habe, daß sie gerade um deswillen so merkwürdig ist, weil sie am heutigen Tage vorfiel und fast zu der Zeit, wie wir in der Trauung waren; so will ich sie meinen Gästen doch erzählen:

Die meisten von uns wissen, was Zieberts Hochzeit im Dorfe für Aufsehen machte; wie das alles so groß zuging, weil Ziebert des Richters Sohn, und Christiane des reichen Lehmanns Tochter war. Davon will ich nun nichts sagen, daß schon damals sehr viele die Köpfe zusammensteckten, weil man wohl wußte, warum Ziebert des Lehmanns Tochter nahm, und was die Christiane sich immer gewünscht hatte; auch davon will ich nichts sagen, wie Ziebert bald nach der Hochzeit sein Weib und seine eignen Eltern behandelt hat, denn es ist ja laut genug davon gesprochen worden, da ein liederlicher und gottloser Streich den andern jagte: was aber die vergangene Nacht und heute vorgefallen ist, das wissen vielleicht meine Gäste noch nicht, und wenns auch einige gewußt haben, so haben sie es vielleicht der

andern wegen nicht sagen wollen, um sie nicht in der Freude zu stören.

Ziebert sitzt nämlich gestern Abends wieder bei seinen Saufbrüdern und kommt erst spät in der Nacht nach Hause. Wahrscheinlich mögen die andern, die ihm besonders das Geld abzugewinnen suchen, gestern viel von seiner Frau geredet haben, daß sie ihm nichts weiter eingebracht hätte als hundert Thaler und dergleichen. Kurz, wie er nach Hause kommt, fällt er unbarmherzig über das arme Weib her, schlägt sie auf eine unmenschliche Art, und würde sie vielleicht in der Wuth umgebracht haben, wenn nicht der Knecht und sein Vater ihr zu Hülfe gekommen wären. Sie entkommt ihm zwar; aber nun fällt er in der Bosheit über seinen eignen Vater her, ohne daß ihn der Knecht abwehren kann, zerrt ihn bei den Haaren herum und schlägt ihm ein paar Löcher in den Kopf. Durch das Geschrei und durch den Lärmen kommt der Dorfwächter hinzu, und so wird er endlich zur Ruhe gebracht. — Kann man sich wohl was schrecklicheres denken?

Weil nun gerade heute Gerichtstag war, so kam der alte Ziebert mit verbundenem Kopfe, als der Gerichtshalter kaum ausgestiegen war, erzählte die Geschichte und verlangte, daß sein Sohn vor der Hand in den Stock gelegt würde; er wollte und müßte aber die Sache noch weiter suchen. Das ist denn auch geschehen. Ziebert liegt in der Schenke im Stocke auf acht und vierzig Stun-

den. *) — Wenn wir also dort hätten tanzen wollen, so glaube ich nicht, daß wir hätten vergnügt sein können. Wenigstens weiß ichs von unsrer Jungfer Braut, daß sie es nicht gewesen wäre."

Es wurde nun unter den Gästen vieles über die Sache gesprochen. Gottfried und Dorchen sahen einander zärtlich an, drückten einander die Hände, und beiden konnte man es ansehen, daß sie bei ihren Gesinnungen auch nicht die kleinste Handlung begehen könnten, welche Zieberts Handlungen ähnlich wäre. Nitke aber sagte Herrn Pechmann leise ins Ohr: „mir ist es besonders merkwürdig, daß dieser Mensch gerade an Dorchens Ehrentage in den Stock kommen muß, da er zu dem schnellen Tode ihres Vaters durch seine Niederträchtigkeit das meiste beitrug."

*) Der Stock ist in manchen Gegenden eine eigene Strafe für Verbrecher; ist aber nicht ein Stock, wie man ihn in der Hand trägt. Er besteht aus einem schweren Balken, der gewöhnlich in der Schenke auf dem Fußboden vestgemacht ist. Auf diesem liegt ein anderer, den man abnehmen und wieder drauf bevestigen kann. Durch diese Balken gehen Löcher von der Größe, daß der Fuß eines Menschen über den Knöcheln Raum darin hat. In dies Loch wird dann der Fuß des Verbrechers gesteckt, wodurch er gezwungen ist, so viele Stunden, als zur Strafe bestimmt sind, daneben zu liegen. So versteht man nun was es heißt, im Stocke liegen. Es hat die Strafe viel ähnliches mit der Strafe des Halseisens. Bei dieser muß der Verbrecher stehen, und bei jener liegen.

Da indessen alle sich keiner That bewußt waren, die ihr eigenes Gewissen bei Anhörung dieser Geschichte hätte beunruhigen können; da sie ferner alle zugestehen mußten, daß sich Ziebert durch seine Laster selbst unglücklich gemacht und in Verachtung und Schande gestürzt hätte; so bedauerten sie nur diejenigen Personen, welche gezwungen waren um ihn zu sein, besonders sein gemißhandeltes Weib. Da sie aber von Herrn Pechmann hörten, daß sie schon bei ihren Eltern wäre, und daß diese ihre Tochter auf keinen Fall dem Unmenschen wieder überlassen wollten; so freuten sie sich alle, der Tanz nahm seinen Anfang, und man war vergnügt und fröhlich. Doch wußte man seiner Freude Maaß und Ziel zu setzen; hörte zu rechter Zeit auf und war von sich überzeugt, daß man sich nicht untüchtig gemacht hätte, am morgenden Tage seinen Beruf und seine Pflichten aufs neue der Ordnung nach fortzusetzen.

Und so war denn der Tag vorüber, an dem Gottfried sein Dorchen, und diese ihren Gottfried auf immer erhielt. Am andern Tage ließ sie der Pachter mit seinen Pferden nach Wedewitz bringen; denn sie hatte nichts weiter, als eine Lade, und konnte daher mit ihrem Manne, mit ihrer Schwiegermutter, und mit noch einigen Freunden aus Wedewitz sehr gut auf dem Wagen Platz finden. Beim Abschiede vom Herrn Pechmann und seiner Frau, und besonders von Nitzken und seiner Familie mußte sie zwar weinen; aber diese Thränen waren nicht bitter, sie war ja

das Weib ihres Gottfrieds, den sie so herzlich liebte, mit dem sie treu und standhaft Freud und Leid theilen wollte, dem sie sich mit Seel' und Leib ergeben hatte, und ohne den sie in der Welt kein Vergnügen mehr genossen hätte.

Als sie zum Dorfe hinaus fuhren, mußten sie bei dem alten Hirtenhause vorbei. Ach Gott, wie war da Dorchen ums Herz! Es war als sähe sie im Geiste ihren verstorbenen Vater sich an die alte Weide bei dem eingefallenen Pförtchen anlehnen, seine Hände über der Brust falten, und Gott danken, daß er auch den ärmsten nicht vergißt, wenn er vom Wege der Tugend und Rechtschaffenheit nicht weicht. — Der wilde Zaun war über und über grün; der türkische Hollunder blühte und hie und da brachen einige junge Pfingstrosen auf: da war es ihr, als ob die Blüthen ihr zunickten und sich freuten, daß sie ihren Gottfried gefunden hätte, von dem sie sich nun nicht wieder trennen dürfte.

Es giebt aber Personen, welche durchaus nicht glauben können, daß die Liebe unter Eheleuten beständig sein könnte; weil sie wahrscheinlich selbst von reiner Liebe nichts wissen und gewußt haben. Sie behaupten geradezu, daß die Liebe nur vor der Hochzeit und etwa ein paar Wochen hernach wäre; wenn aber die Leute zusammen leben müßten, dann wäre es aus, und sie fänden an sich nichts mehr und nichts besseres, als was sie auch an andern finden konnten. Man sieht nun wohl gleich, daß diese Menschen unter Liebe nichts wei-

ter verstehen, als körperliche Lüste oder Wollust, und nicht bedenken, daß der Mensch mit seiner Vernunft anders lieben soll und muß, — mit einem Wort, daß die Liebe des Menschen etwas ganz anders ist, als sie glauben. Um nun zu sehen, ob ihre Behauptung ohne weiteres Nachdenken wahr ist, und ob es in der Welt gar keine Ausnahmen giebt — keine Menschen, die als vernünftige Menschen lieben; so mögen sie das letzte Kapitel in diesem Buche lesen. Jetzt aber ist es nothwendig, von der unglücklichen Christiane noch etwas zu erzählen.

Neuntes Kapitel.

Der alte Ziebert machte sich noch denselben Tag mit seinem verbundenen Kopfe auf den Weg, steckte ein Büschel Haare von denen zu sich, die ihm sein lieber Sohn ausgerauft hatte, und ging zu einem Wundarzt. Von diesem ließ er sich einen Schein geben, und nahm ihn zu einem Advokaten mit, der ihm eine weitläuftige Anklage aufsetzen mußte. Man staunte überall über die Frechheit und Bosheit des Menschen, und der alte Ziebert erhielt die Versicherung, daß er völlige Gerechtigkeit erhalten sollte.

Sein edler Sohn aber lag während der Zeit im Stocke, und hatte wohl in seinem ganzen Leben noch nie so lange sich stille verhalten. Zeit genug hätte er gehabt, über seine Schandthaten nachzu-

denken, sie zu bereuen, und durch ein besseres Leben wieder gut zu machen; aber darauf verwandte er die Zeit und seine erzwungene Nüchternheit nicht, sondern Rache war es, auf welche er dachte, und auf Lügen, um von der Strafe loszukommen und sein rohes Leben nach wie vor wieder fortzusetzen. Er konnte sich leicht vorstellen, daß die Mißhandlungen, welche er an seinem Weibe und an seinem leiblichen Vater verübt hatte, nicht ungeahndet bleiben würden; folglich dachte er bloß darauf, wie er sich entschuldigen wollte. Als er daher von der Strafe loskam und erfuhr, daß ihn sein Vater verklagt hatte, nahm er auch einen Advokaten an, welcher vorgeben mußte, er hätte bloß in der Trunkenheit sich vergangen, und überdies hätte er ja schon eine Strafe ausstehen müssen. Da sein Vater zugleich sich beschwert hatte, daß er ihm den Auszug nicht gehörig geben wollte, so erbot er sich einen Vergleich mit ihm zu treffen, wandte aber dagegen ein, daß er nur darüber unzufrieden gewesen wäre, daß sein Vater seine Einrichtungen in der Wirthschaft hätte ändern wollen, und dergleichen.

Ein allerliebster Sohn, der die Zärtlichkeit und Pflege seiner Eltern, mit Grausamkeiten und mit Prozessen vergilt!

Was das unglückliche Weib betrift, so verlangte er, daß sie wieder zu ihm müßte, und da ihre Eltern sie nicht aufs neue seinen mörderischen Händen überlassen wollten; so fing er auch mit ihnen einen Streit an. — Das Ende von allem war, daß er noch eine Geldstrafe erlegen mußte, wenn

er nicht auf ein Jahr ins Zuchthaus gehen wollte. In Ansehung seines Weibes aber wurde ihm der Bescheid gegeben, daß man sie unter den gegenwärtigen Umständen nicht zwingen könnte, wieder zu ihm zu geben, und daß es überhaupt auf eine völlige Veränderung seines bisherigen Lebens ankäme, wenn er die Rechte eines Mannes behaupten wollte.

Was waren aber das für Umstände, in denen sich das arme Weib befand? — O Gott, sie waren schrecklich! Sie als eine schwangere Frau hatte, wie bekannt, schon vor jener grausamen Behandlung, immer in Furcht und Zittern leben müssen; hatte schon oft die härteste Begegnung von ihm erfahren, und nun vollends in jener Nacht, wo sie der Unmensch so grausam behandelte, da sie ihrer Niederkunft nahe war! Sie verfiel in eine heftige Krankheit, brachte unter den fürchterlichsten Schmerzen ein todtes Kind zur Welt, und nur mit Mühe und Noth wurde sie, unter der Pflege ihrer Eltern, vom Tode errettet. Sie war so geschwächt, daß der Arzt zwar die Hoffnung zu ihrer völligen Gesundheit nicht verlohr; aber die Versicherung von sich gab, daß sie wenigstens in einem halben Jahre ihre Kräfte, auch bei der größten Schonung, nicht wieder erlangen würde.

Und diese Unglückliche, das einzige Kind, sollten die Eltern noch einmal dem Wütherich übergeben? Vollends jetzt, da ihr Leben nur an einem schwachen Faden hing? O ihr Herz und Gewissen machte ihnen ohnedem die bittersten Vor-

würfe, daß sie ihre Tochter aus Geitz und Hochmuth damals gezwungen hatten, diesen Menschen zum Manne zu nehmen.

Es ist fast unglaublich, wie sehr die Bosheit des Menschen und die Größe seiner Laster steigen könne, wenn die Bosheit einmal bei ihm veste Wurzel faßt und die Laster ihn völlig beherrschen. Er ist seiner dann nicht mehr mächtig, und für seine Mitmenschen ist er schädlicher, als der Rasende, den man an die Kette schließt. Man hätte glauben sollen, daß Ziebert wenigstens eine Zeitlang den Schein der Besserung annehmen würde; aber so viel Herrschaft hatte er nicht mehr über sich. Seinen vorigen Wandel fing er aufs neue an, und ging in seiner Verstockung so weit, daß er jetzt sogar ein Recht zu haben glaubte, warum er saufen und spielen müßte. Er müßte sich doch die Grillen vertreiben, sagte er ganz öffentlich, und da sein Vater so eine Freude hätte ihn ums Geld zu bringen, so müßte er doch sehn, ob er im Spiel nicht glücklich wäre.

So viel hatte aber doch seine jetzige Aufführung bewirkt, daß er nicht mehr so wie sonst mit den übrigen von seinem Schlage in der Schenke saufen und spielen durfte. Der dasige Gastwirth hatte von Seiten der Obrigkeit den strengen Befehl erhalten, keine Saufgelage und noch weniger solche Spielgesellschaften zu dulden, welche nicht zum Zeitvertreib spielten, sondern nur um einander arm zu machen. Demungeachtet unterblieb es nicht. Er ging nun desto häufiger in die Buschmühle, die vom

Dorfe abgesondert lag, und wo die Gesellen seiner Lasterhaftigkeit sich ebenfalls einfanden. Je geheimer aber dergleichen Zusammenkünfte gehalten werden, desto unvernünftiger sind sie gewöhnlich, und desto mehr wetteifern gleichsam die Menschen, sich unglücklich zu machen. Ziebert verlohr immer grössere Summen, worüber er sich dann durch den Trunk zu trösten suchte.

Eines Abends überstieg sein Verlust alle die vorigen. Auch jetzt suchte er im Branntwein sein Heil. Besoffen verließ er die Gesellschaft; besoffen stürzte er in den Mühlgraben; und dies — o Gott — war sein Ende!

Alle die es hörten, wurden wie vom Schlage gerührt. — „Wie sein Leben, so sein Tod;" sagten sie leise und richteten ihren Blick gen Himmel. Aber, gerechter Gott, was mußten seine Eltern, was besonders die Mutter empfinden!

Damit sein krankes und unglückliches Weib durch die Nachricht nicht zu sehr erschüttert und angegriffen werden möchte; so suchten ihre Eltern die Nachricht seines Todes so viel als möglich zu verheimlichen, und sie ihr nach und nach beizubringen. Dieser Weg war der beste, und sie konnte dann ohne Nachtheil ihrer Gesundheit die Art und Weise hören, wie sie zur Wittwe geworden war.

Mit Zieberts Tode traten alle seine Schuldner auf, deren Menge größer war, als man gedacht hatte. Sein schönes Gut wurde verkauft, und kam in fremde Hände, doch unter der Bedin-

gung, daß der alte Ziebert und seine Frau, so lange sie lebten, im Ausgedüngehause wohnten und das jährlich erhielten, was ihnen zum Auszuge bestimmt worden war. Doch der Gram, daß sie das Ihrige nun in fremden Händen sehen mußten, die Erinnerung an ihren ehemaligen Wohlstand — an die Hoffnungen, die sie sich von ihrem Sohne gemacht hatten, und nun sein schreckliches Ende, nebst der Schande in der sie leben mußten; — das alles verkürzte ihre Tage. Sie lebten nur noch einige Jahre in diesem Gram, und starben beide fast zu gleicher Zeit.

Zehntes Kapitel.

So war nun Christiane wieder ohne Mann und Kind bei ihren Eltern, die allerdings durch die Erfahrung, welche sie gemacht hatten, klüger geworden waren, und Gott dankten, daß ihre Tochter vom Tode und aus der Gefahr desselben gerettet worden war. Wer sollte es aber wohl dem guten Weibe verargen, daß sie jetzt, da sie freier als ehedem war, zuweilen wieder an ihren geliebten Ephraim dachte; und den Wunsch hatte, ihn in ihrer Krankheit nur einmal wiederzusehen? — Gewiß keiner. Sie bat daher ihren Vater, daß Ephraim, den sie nie hätte vergessen können, und den sie gewiß in ihrem ganzen Leben lieben würde, zu ihr kommen dürfte. — „Ja meine Tochter,“

hieß es jetzt; und der Vater selbst zog sich an und ging zu ihm.

Es war gewiß höchst rührend, als er mit ihrem Vater zur Stube hereintrat, und sie mit matten Händen ihn bewillkommte. Sie lebte gleichsam wieder auf, da sie ihn sah und sprechen hörte. Ach und wie herzlich war das Gespräch von beiden Seiten; denn man kann wohl denken, was Ephraim bei ihrem Unglück und bei der Gefahr ihres Todes gelitten hatte. Die Eltern standen bei ihnen und weinten; besonders da, als Christiane sagte: „Von deinem Rosmarinstock Ephraim, den du mir schenktest und den die Mutter durchgewintert hat, hätte man mir bald meinen Todtenkranz gemacht; aber nun hoffe ich, daß mir Gott mein Leben noch erhalten wird. — Sie nahm hierauf ihre Eltern bei der Hand und sagte zu ihnen: Liebe Eltern, ich weiß, daß Ephraim gut und rechtschaffen ist und mich aufrichtig liebt; so wie er weiß, wie sehr ich ihn liebe: wollt ihr denn euern Willen drein geben, daß ich sein Weib werd', wenn ich wieder gesund bin? denn da weiß ich, daß ich glücklich sein werde. —"

Mit Schluchzen fielen sie beide ihr um den Hals, und mit Schluchzen sagten sie beide: „Ja Christiane, nimm ihn, nimm ihn, da ihn dein Herz gewählt hat." — So glücklich wie jetzt Ephraim und Christiane waren, waren sie noch nie gewesen. — Zusehens nahm sie in der Folge an Kräften zu, und da ein Jahr um war und ihre Wangen sich wieder färbten, feierte sie

ihre Hochzeit mit ihm im Stillen; und war zeitlebens das glücklichste Weib, so wie er der glücklichste Mann. — Oft hoben ihre Eltern die Hände zu Gott empor und dankten ihm für das Glück, das sie mit ihnen genossen.

Aber nun noch einmal hinüber nach Wedewitz, um dort zum letztenmal zu sehen, was unser Gottfried macht und unser Dorchen; und ob sie vielleicht beide, so wie viele hundert andere, sich nur im Brautstande liebten; aber dann die Liebe vergaßen und Langeweile bei einander hatten.

Es ist in der Welt, man mag hinkommen wohin man nur will, fast nicht möglich, Menschen zu finden, die in ihren Neigungen, Wünschen und Gewohnheiten sogleich übereinkämen, wenn sie vorher nicht mit einander gelebt haben. Der eine hat dies, der andere jenes besondere. Aber wenn man sagen wollte, daß vernünftige Menschen nicht im Stande wären sich zu ändern, und das abzulegen, was dem andern mit dem man leben muß, nicht gefällt; daß sie überhaupt das Fehlerhafte an sich nicht wegschaffen, und das Fehlerhafte an andern nicht ertragen lernen könnten: — so wäre die Behauptung unüberlegt und ein Schimpf für die menschliche Vernunft. Schaft nur den Eigensinn, die Rechthaberei und den Eigendünkel weg; dann wird die Veränderung und Verbesserung eurer selbst, eben so gut von Statten gehen, als die Ertragung dessen, was an dem andern fehlerhaft ist.

Wie viel tausend Ehen würden glücklicher sein, wenn dies die Menschen bedächten und aus-

übten! Besonders würden Schwiegereltern und Schwiegerkinder einander nicht so oft das Leben verbittern. Aber da glaubt denn die Schwiegermutter, daß sie es besser versteht, weil sie schon lange gewirthschaftet hat; weil sie so und so viel Kinder gehabt hat; weil sie älter ist; weil sie es ehedem so von ihren Eltern gelernt hat und dergleichen: die Schwiegertochter hingegen glaubt, daß sie es doch auch verstünde, sonst würde sie ihr Mann nicht genommen haben; in ihrer Eltern Hause wäre es anders gewesen; sie hätte da und dort gedient, und da hätte sie es so machen müssen; wenns ihrem Manne recht wäre, da könnte es ihr auch recht sein, und so weiter. Kurz auf die Art entsteht oft über eine läppische Kleinigkeit, über einen alten Topf und Tiegel, ein Zank und Streit, daß einem die Ohren gellen mögten; und was das ärgste ist, aus einer solchen Sache wird oft die größte und längste Feindseligkeit: denn nun soll der Mann auf beide Seiten treten, die Mutter verlangt kindlichen Gehorsam, und die Frau trotzt darauf, daß der Mann an seinem Weibe hängen müßte.

Da Dorchen als junge Frau die Wirthschaft ihres Mannes übernahm, so war allerdings manches, was Gottfrieds Mutter anders zu thun gewohnt war, wie sie denn auch nicht sogleich allen den Geschäften entsagen konnte, die sie bisher betrieben hatte. Sehr leicht hätte also etwas vorfallen können, was sie in Streitigkeiten mit ihr bringen und selbst die Liebe zu ihrem Manne hätte

verringern können, wenn sie sich nicht auch hier musterhaft bewiesen hätte. Sie überlegte, daß die Frau an vieles gewöhnt sei, und ließ es ihr also machen, ob sie es gleich auf andere Art gemacht hätte. Fiel aber etwas vor, das sie lieber selbst machen wollte, so wußte sie die Schwiegermutter so sanft und bescheiden anzureden, daß sie ohne Widerrede es zuließ. Sie frug sie gewöhnlich um ihre Meinung und das gefiel dann der alten Frau; sie begnügte sich damit, daß sie um Rath gefragt worden war, und ließ sie ungestört handeln.

Hierzu kam freilich, daß Dorchen ihrem Manne mit einer Liebe und Treue ergeben war, die man nur selten findet; denn auch dies mußte das Herz seiner Mutter für sie immer mehr und mehr gewinnen. Wie hing sie so mit ganzer Seele an ihm! Wie war sie so reinlich, so wirthschaftlich, ordentlich und arbeitsam! Wie suchte sie mit jedem Tage das noch zu lernen, was ihr fehlte, und wovon sie wußte, daß es nicht nur ihrem Manne angenehm sein, sondern auch ihrer Haushaltung zum Nutzen gereichen würde! — Kein König kann so froh sein, als es Gottfried war, wenn er auf seinem Weberstuhle saß und sein liebes Weib emsig um sich her arbeiten sah. Sie lachte ihm dann freundlich zu, und ehe man sichs versah, sprang er einmal vom Stuhle herunter und herzte und küßte sie. Mit neuen Kräften und mit Muth setzte er dann seine Arbeit wieder fort.

Unter andern lernte sie von ihm in kurzer Zeit das Weben, weil sie viele häusliche Geschäfte ih=

rer Schwiegermutter überlassen konnte, und also noch Zeit übrig hatte. Dadurch und durch ihre Wirthschaftlichkeit überhaupt nahm ihr Erwerb ansehnlich zu; oder mit andern Worten: — Gott segnete ihren Fleiß. In einigen Jahren waren sie im Stande sich ein größeres Haus zu kaufen, nebst einem großen Garten, wo sie eine Bleiche anlegten; und da sie auch hierin äusserst gewissenhaft zu Werke gingen; so kamen sie weit und breit in Ruf. Gottfried sahe sich genöthigt, Bleichknechte anzunehmen und Unterweber zu setzen; und so kamen sie, ohne reich gewesen zu sein, in einen Wohlstand, den sie nicht durch Lotterie oder durch Betrug hätten erlangen können. Freilich hätte das alles den Fortgang nicht gehabt, wenn sie nicht selbst die Arbeit verstanden hätten und unermüdet fleißig gewesen wären: aber dadurch, daß sie selbst alles versucht hatten, konnten sie mit desto grössern Vortheil die Arbeiten anderer beurtheilen und die besten Mittel angeben, sie zu erleichtern und zu befördern.

Bei dieser Arbeitsamkeit — wie glücklich waren sie nicht! Und welche frohe Tage waren diejenigen nicht, wenn ihre Freunde aus Brachwitz sie besuchten! Da hätte man nur den alten Vater Nitke sehen sollen, wie er mit seinem schneeweißen Kopfe so munter neben Gottfrieden herging, wenn er ihn auf seiner Bleiche herumführte und ihm sagte, was er für Verbesserungen gemacht hatte! Eben so war es dann, wenn sie nach Brachwitz kamen. Hier gingen sie von einem Freunde zum andern,

denn Evchen war nun auch verheirathet und Nitkens Sohn hatte die Wirthschaft angenommen. Wenn sie dann wieder fort waren, sagte Nitke gewöhnlich zu seinem Sohne: „an Gottfried und Dorchen kann man lernen, was Rechtschaffenheit und Fleiß zuwege bringt!“

Und die allerliebsten Kinder die sie hatten; zwei Söhne und eine Tochter! Kinder wie die Engel, so schön, so munter und gesund, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man sie sah. Es konnte gar nichts schöneres sein, als wenn man sie mit der Mutter im Garten in der Feierstunde antraf. Da setzten sie sich ihr entweder auf den Schooß, oder dicht zu ihr ins Gras, und baten sie so herzlich, ihr doch was zu erzählen, von dem alten Hirtenhause und von der hohen Linde. Und wenn sie es gethan hatte, und dabei oft bis zu Thränen gerührt worden war, — schwiegen sie ein Weilchen, und frugen sie dann wieder: „weißt du denn nichts mehr von der hohen Linde?“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmiedtgen, Johann Gottfried Daniel

Juchhei! oder: das neue Hochzeitbüchlein Zur Lust und Freude der Junggesellen und Jungfern

Leipzig 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.407
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108565-2
VD18 11458526-003